

TagesWoche

N° 36

Freitag, 05.10.2018

CHF 5.-

Recycling / S. 6

Lohnt es sich, die Kartenhülle vom Joghurtbecher zu trennen? Unser Abfall wirft einen Bebbisagg voller Fragen auf.

WIE REIN IST IHR MÜLL?





Beobachterin.

Andrea Fopp, Redaktorin

Armut in der reichen Stadt / S.12

FOTO: NILS FISCH



Die Sozialhilfequote in Basel steigt. Wo gratis Nahrungsmittel abgegeben werden, bilden sich lange Schlangen und die Nachfrage übersteigt das Angebot bei Weitem.

Hoffnungsträgerin / S.26

FOTO: F. ROTHENBÜHLER



Mit Elisabeth Schneider-Schneiter könnte Baselland in den Bundesrat einziehen.

Der Präsident / S.32

FOTO: A. PREOBRJENSKI



Bernhard Burgener über die aktuelle Krise und die Zukunft des FC Basel.

Florian Handschin	S. 4
Wochenschau	S.18
Bestattungen	S.22
Knackeboul	S.23
Georg Kreis	S.24
Kinoprogramm	S.36
Wochenendlich	S.37
Kreuzworträtsel	S.38
Impressum	S.38

Gesundheitssystem / S.14

Christoph Meier ist ärztlicher Direktor am Unispital. Die Medizin wäre besser und günstiger, wenn sie die Patienten in den Mittelpunkt stellen würde, sagt er.



Jeremias
Schulthess
Redaktor

Das gute Gewissen im blauen Sack

Wer sich ganz nüchtern unser Umweltverhalten anschaut, muss zum Schluss kommen: Wir agieren schizophren. Beim Recycling tun wir beinahe alles, was möglich ist, um die Umwelt zu schonen, in anderen Lebensbereichen hingegen sehr wenig.

Das Engagement des Kantons geht so weit, dass in der Kehrichtverbrennungsanlage bald auch die Flugasche ausgefiltert wird. So können klitzekleine Metallteilchen aussortiert und wiederverwertet werden. Ein sehr aufwendiger Prozess, der weltweit in keinem anderen Land angewendet wird.

Steht hier der Aufwand in einem sinnvollen Verhältnis zum Nutzen? Vielleicht. Vielleicht auch nicht. Die Abfallverbrennung verursacht nur einen sehr kleinen Teil der Umweltbelastung in der Schweiz. Viel mehr Treibhausgase entstehen zum Beispiel durch den Verkehr. Vor allem beim Fliegen.

Warum agieren wir so schizophren? Auf politischer Ebene ist klar: Wer den Flugverkehr einschränken will, wie es der Chef der Grünen Baselland, Bálint Csontos, kürzlich postulierte, steht in der Öffentlichkeit da wie ein verträumter Idealist. Seine Forderung nach einem Kurzstrecken-Flugverbot hat politisch null komma null Prozent Chancen. Auch wer den Autoverkehr eindämmen, vielleicht sogar Parkplätze abbauen will, macht sich viele Feinde.

Anders beim Abfall-Recycling: Der Kanton tut praktisch alles, was er kann, weil fast niemand etwas dagegen hat. Eigentlich könnte er auch einfach dort handeln, wo sich am meisten Umwelteffekte erzielen lassen. Politiker handeln aber nicht rationaler als wir. Sie kümmern sich um Recycling, weil es als gut und progressiv gilt. Manche erwägen derzeit sogar ein generelles Verbot von Plastik – aber wurde schon mal über ein Verbot von Verbrennungsmotoren diskutiert?

Eben. Kaum jemand will aufs Auto oder auf Ferienflüge verzichten, doch ein bisschen Müllsortieren tut niemandem weh. Für unsere Titelgeschichte sind wir Bebbisäggen und Altglas-Flaschen gefolgt und haben einen Psychologen zu unserem irrationalen Umweltverhalten befragt. ×

Florian Handschin

von Matthias Oppliger

Als seine Eltern in der Greencard-Lotterie ein neues Leben gewannen, verlor Florian Handschin seine Wurzeln. Er hat sie wiedergefunden, doch dabei passierte etwas Sonderbares.

Angst sollte sein Thema werden. Florian Handschin ahnte das schon früh. Zwölf Jahre war er alt, als ihm ein Nachbar eine Platte von System of a Down vorspielte. Alternative Metal, brachial, düster. Auf ihn wirkte es zunächst furchteinflössend, aber auch furchtbar anziehend.

Handschin lebte damals in den Bergen Colorados, zwei Stunden Autofahrt von Denver. Seine Eltern aus Basel hatten bei der jährlichen Greencard-Lotterie eine Aufenthaltsberechtigung gewonnen. Die Hoffnung auf ein besseres Leben verschlug die Familie in die USA.

Sie verflog allerdings bald. Die Familie zerbrach und Handschin fand sich in einer Welt wieder, die künstlich wirkte, und in der er sich doch ganz real bewegen musste. «In der Kleinstadt, wo wir lebten, gab es viele Migranten aus Zentralamerika, eine grosse Arbeiterschicht. Daneben bauten sich einige Reiche riesige Ferienanwesen. Die Unterschiede waren gewaltig.»

Die erste Klasse besuchte Handschin noch in der Schweiz, pünktlich zu seinem siebten Geburtstag fand der Umzug in die USA statt. Er hatte Mühe, Anschluss zu finden. «Ich kam mit den anderen Kindern in der Schule nicht gut aus. Die Abneigung war gegenseitig, es war ein Elend. Ich hatte eine grosse Wut in mir.»

Halt fand Handschin in der Musik, die Freizeit verbrachte er mit seiner Gitarre. Zunächst versuchte er sich an klassischem Rock, dann entdeckte er die Musik von System of a Down. Diese Aggression war ihm vertraut. «Ich sah im Metal eine Möglichkeit, mich aufzulehnen gegen all das, was mich fertig machte. Meine Einsamkeit, diese Ausweglosigkeit.»

Mit der Musik kamen auch die Freunde. Handschin spielte in einer Schülerband erste kleinere Konzerte. Und auf einmal klopfte der lokale «Guitar God» an und lud ihn ein, mit seiner Band zu spielen.

Die Sache lief gut an, er brach die High School ab und jobbte in einem Pizzaladen. Bald lag ein Plattenvertrag auf dem Tisch. «Wer weiss, was daraus geworden wäre, wenn nicht der Schlagzeuger die Sängerin geschwängert hätte und sich die Band deshalb auflöste», erzählt er lachend.



Nach einer Kindheit in den USA empfand Florian Handschin die Rückkehr nach Basel wie eine Neugeburt. FOTO: ELENI KOUGIONIS

Seine Perspektiven in den USA wurden damit definitiv zerschlagen. Ihn hielt nichts mehr dort. Die Grosseltern bezahlten dem 18-Jährigen das Flugticket in die Schweiz.

Heimat in Basel und im Hip-Hop

Der Empfang in der alten Heimat war berauschend. In Basels alternativer Szene, bei den Hausbesetzern, Punks und Metalheads fand er ein Plätzchen. «Hier fing der Spass an.» Er lernte Musiker kennen, spielte da und dort bei einzelnen Projekten mit, machte daneben aber vor allem sein Ding.

Handschin blieb vorerst ein musikalischer Einzelgänger. Metal blieb eine Konstante, daneben interessierten ihn aber auch andere Stilrichtungen. Vorübergehend tauchte er sogar in die Goa- und Reggae-Szene ein.

Wenig anfangen konnte er mit Hip-Hop. Erstmals in Kontakt kam er mit dem Genre noch in den USA. Den Gangsterrap, den er dort hörte, fand er musikalisch uninteressant. Einzig in der Wut erkannte er sich.

Das änderte sich, als düsterere Spielformen des Hip-Hop populär wurden. Bei den Suicideboys aus New Orleans trifft die wummernde Wucht von Heavy Metal auf die Dringlichkeit modernen Raps. Als er die scheppernden Trapbeats hörte, machte es klick. Handschin hatte seinen Sound gefunden.

Seit zwei Jahren bastelt er unter dem Namen Indef an Beats, versucht Klänge zu erzeugen, die seinem Innenleben gerecht werden. Die diese traurige Wut akustisch übersetzen und trotz Schwermut spielerisch bleiben. Das Ergebnis kommt an.

Doch Handschin wäre nicht sich selbst, wenn er trotz Anerkennung in der Szene und Prämierung durch den RFV nicht an sich zweifeln würde. «Mit den Beats bin ich einigermaßen zufrieden, aber was die Raptexte angeht, fehlt mir einfach noch die Erfahrung.»

Weil er um seine Schwächen weiss, würde Handschin gerne mit Gleichgesinnten zusammenarbeiten. «Das ist im Moment das, was mich weiterbringt.» Deshalb hat er zusammen mit vier Kumpele ein Studio aufgebaut.

Die schallisolierten Räume sollen so etwas wie eine Keimzelle werden für eine ganz bestimmte Sound-Ästhetik. Ein Labor für düsteren, morbiden Rap, der knallt. So wie Indefs Erstling «Hungry», der Appetit macht auf mehr. ×

Wie schlimm ist es, wenn ich den Karton am Joghurtbecher dranlasse? Eine Reise über Basler Müllberge.

MEIN BEBBISAGG UND ICH

von Jeremias Schulthess

Manchmal frage ich mich, wie viele Stunden ich in meinem Leben damit verbracht habe, Konfi-Gläser auszuwaschen, die Kartonhülle von Joghurtbechern abzuklauben und Kronkorken vom Abfall zu trennen. Ich mag es nicht ausrechnen. Aber was macht man doch nicht alles für ein sauberes Gewissen.

Den Flug nach Barcelona habe ich binnen fünf Minuten mit wenigen Klicks gebucht. Wahrscheinlich kann ich den CO₂-Ausstoss von dieser einen Reise mit einem ganzen Leben korrekter Mülltrennung kaum wettmachen. Und doch ist das schlechte Gewissen schnell verflogen.

Wie kommt es, dass ich mich schlecht fühle, wenn das Bierdeckeli im Bebbisagg landet, aber wenig Hemmungen habe beim Fliegen?

Donnerstagmorgen, wir fahren mit der Müllabfuhr durch Kleinhüningen. Ich will

wissen, wo mein Bebbisagg eigentlich entsorgt wird und ob es schlimm ist, wenn ich die Bierdeckeli und den Joghurtkarton falsch entsorge.

Der Weg des Mülls

Die zwei Studenten mit orangen Outfits und Flaumbärten hieven die blauen Müllsäcke vom Strassenrand in den Kehrichtwagen. Es klirrt. «Da hats wieder Flaschen drin», sagt einer. Schuld sind unwissende oder faule Mülltrenner: «Das erleben wir tagtäglich.»

Wenn das Glas den Bebbisagg aufreisst, kann es für die Lader gefährlich werden. Noch gefährlicher seien weggeschmissene Nadeln, die unachtsame Leute im Bebbisagg entsorgen. Dass wirklich jemand verletzt werde, komme aber äusserst selten vor, sagt der Fahrer.

Der Lader ist voll. Wir fahren zur Verbrennungsanlage am Fuss der bekannten rot-weissen Schornsteine am äusseren Rand des St. Johann. Dort lädt der Fahrer

die vier Tonnen Kehricht ab. Die Müllsäcke purzeln in den Abgrund und landen in einem 40 Meter tiefen Becken.

Von dort gelangt der Müll in den Ofen. Die Asche, die nach der Verbrennung übrig bleibt, kommt in die Deponie Elbisgraben hinter Liestal. Dort wird diese Schlacke – so werden die Überreste aus der Verbrennungsanlage genannt – sortiert. Magnete ziehen Kronkorken und andere Metallstücke raus. Ein Teil davon kann wiederverwertet werden.

Also alles nicht so schlimm, wenn ich meine Bierdeckeli im Bebbisagg entsorge? Es führt zwar zu energetischem und finanziellem Mehraufwand, ökologisch ist es aber keine Katastrophe. Und die Kartonhülle vom Joghurtbecher? Der Karton wird zwar nicht wiederverwertet, dafür brennt er gut und erzeugt Fernwärme.

Karton, Plastik und Metall erfüllen also auch dann einen Zweck, wenn sie falsch entsorgt werden. Ein ökologisches Problem ist aber, dass die Materialien nicht



96 Prozent beträgt die Recyclingquote beim Glas. Weniger vorbildlich ist der wild deponierte Hauskehricht bei der Sammelstelle.

FOTO: DIRK WETZEL

im Kreislauf bleiben und neu hergestellt werden müssen.

Dasselbe gilt beim Altglas. Jede Glasflasche, die ich in den Bebbisagg werfe, landet als Schlacke auf der Deponie im Elbisgraben. Entgegen einem weit verbreiteten Mythos hilft Glas nicht beim Verbrennen in der Kehrichtanlage. Es kommt so raus, wie es reinging. Es kann auch nicht aus der Schlacke aussortiert werden.

Mit dem Glaslaster zum Hafen

Falsch entsorgtes Glas wiegt deshalb ökologisch schwer. Es gibt keinen Mehrnutzen, wird für immer dem Kreislauf entzogen und benötigt Platz in der Deponie.

Wir folgen einem Lastwagen, der die Altglas-Container leert. Bei einer Sammelstelle im Kleinbasel lagern nicht nur alte Flaschen, die Bewohner haben auch ein paar Müllsäcke danebengestellt. Ein Mitarbeiter der Stadtreinigung hebt die Säcke zur Seite. Dass Leute ihren Abfall einfach hinstellen, komme fast immer vor, sagt er. Meistens dann, wenn schon ein, zwei Säcke dort liegen. Wer erwischt wird, zahlt eine Busse von 200 Franken.

Der Lastwagenkran hebt den Container hoch. An der Unterseite hängt ein

Stromkabel raus. «Kabel, alte Radios – im Glascontainer finden Sie alles, was in das Loch reinpasst.» Mit einem lauten Klirren rasseln die Flaschen in den Lastwagen. Grün, weiss, braun, fein säuberlich nach Farbe getrennt.

«Priorität sollte haben, dass der Abfall gar nicht erst anfällt.»

Timo Weber,
Amt für Umwelt und Energie

Dann gehts zum Hafen, wo abgeladen wird. Der Laster der Stadtreinigung muss warten. Ein Bagger füllt gerade einen Lastwagen mit Weissglas.

Die Firma Rhenus transportiert das Altglas nach Bad Wurzach in Oberschwaben. Dort wird es eingeschmolzen und zu neuen Flaschen und Gläsern verarbeitet. Vom Weiss- und Braunglas können zirka 80 Prozent rezykliert werden, beim Grünglas sind es 100 Prozent.

Das liegt daran, dass Grünglas einen grösseren Toleranzbereich hat: Einige

braune und weisse Flaschen im Grünglas sind kein Problem. Beim Weiss- und Braunglas muss das farbfremde Glas herausgefiltert werden, damit das Weiss weiss und das Braun braun bleibt.

Die Recycling-Bilanz beim Glas sei zwar gut, aber es ginge noch besser, erklärt Timo Weber vom Amt für Umwelt und Energie: «Wenn Sie zum Beispiel ein Bier aus der Region aus einer Mehrweg-Glasflasche trinken, ist das am umweltfreundlichsten.»

Streitpunkt Plastik

Eine bessere Ökobilanz als Glasflaschen haben überraschenderweise Aludosen. Werden sie richtig entsorgt, können sie zu 100 Prozent wiederverwertet werden. Der Vorteil: Alu besitzt weniger Masse als Glas und braucht für Transport und Wiederaufbereitung weniger Energie.

Zu unserer Wegwerfkultur sagt Weber: «Priorität sollte haben, dass der Abfall gar nicht erst anfällt. An zweiter Stelle ist wichtig, dass möglichst viel stofflich wiederverwertet wird. Falls das nicht geht, sollte vom Abfall so viel wie möglich energetisch – sprich als Fernwärme oder Strom – verwendet werden.»

1000 Grad Celsius: Jörg Stolz von den IWB erklärt, wie der Verbrennungsofen im St. Johann funktioniert.

FOTO: DIRK WETZEL



Ob es besser ist, Plastikverpackungen zu verbrennen oder zu rezyklieren, das lasse sich aber nicht immer eindeutig beantworten, so der Umweltwissenschaftler. Denn: Manche Verpackungen sind nicht so einfach rezyklierbar, weil sie aus verschiedenen Kunststoffen bestehen. Dann ist die Verbrennung vielleicht die bessere Lösung, weil Plastik grundsätzlich einen sehr hohen Brennwert hat.

Gerade in Basel-Stadt kann das ökologische Sinn ergeben, weil die Verbrennungsanlage im Vergleich zu anderen viel Energie aus dem Kehrriech gewinnt. Das ist auch ein Argument dagegen, Kunststoffe separat zu entsorgen.

Einige Gemeinden in der Ostschweiz machen bereits, was in Deutschland seit Langem geschieht: Sie sammeln Verpackungsmüll separat. Ein Teil davon wird eingeschmolzen und wiederverwertet.

«Es wäre dumm, wenn wir das Potenzial von separaten Kunststoffsammlungen nicht nutzen würden.»

Felix Meier, Stiftung Praktischer Umweltschutz Schweiz

Eine Studie des Basler Instituts Carbotech zeigt auf, dass die separate Kunststoffsammlung aber verhältnismässig wenig bringt. Der ökologische Nutzen, wenn eine Person ein Jahr lang den Kunststoffmüll separat entsorgt, sei etwa gleich gross, wie wenn eine Person auf eine Autofahrt von 30 Kilometern verzichtet.

So viel täglicher Aufwand für so wenig Öko-Nutzen? Der Regierungsrat sah die Studie kürzlich als Grund, auf die Sammlung von Kunststoff zu verzichten. Das separate Sammeln sei zu aufwendig und zu teuer, schreibt die Regierung im Ratschlag zu einem Entsorgungs-Pilotprojekt.

Anders sieht es der Umweltexperte Felix Meier von der Stiftung Praktischer Umweltschutz Schweiz (Pusch). Hochgerechnet auf alle Einwohner sei das ökologische Potenzial, also die bei 30 Kilometer Autofahrt verursachten Emissionen, doch relativ gross. Die Leute wollten Plastik separat sammeln, das würden die Erfahrungen in Ostschweizer Gemeinden zeigen, sagt er. «Es wäre also dumm, wenn wir dieses Potenzial nicht nutzen würden.»

Im Griff der Riesenklau

Gerade das Kostenargument stört Meier: «Es heisst immer, das Geld könnte man besser einsetzen. Aber wofür denn? Vieles lässt sich zurzeit nicht umsetzen, um den CO₂-Ausstoss zu reduzieren. Daher sollten wir dort, wo die Bevölkerung mitmacht, alles tun, was möglich ist.»

In der Verbrennungsanlage zwischen Kannenfeldplatz und Grand Casino wird

Wie gut wissen Sie über Recycling Bescheid?

1. Welches dieser Gefässe hat die beste Ökobilanz?



Glasflasche



PET-Flasche



Aludose

2. Was geschieht mit meinem Hauskehrriech?



Er wird nach China exportiert.



Er wird sortiert und teilweise wiederverwertet.



Er wird verbrannt.

3. Wird Kunststoff in der Schweiz separat gesammelt?



Ja, in einigen Gemeinden



Nein



Ist in Planung

4. Wohin gehört die Glühbirne?



Altglas



Bebbisagg



Rückgabe im Detailhandel

5. Welches Altglas ist am wertvollsten?



Grünes



Weisses und braunes



Alle gleich

6. Glas im Abfall ...



... hilft beim Verbrennen in der Kehrriechanlage.



... macht nichts, weil es verbrennt und somit Energie liefert.



... ist umweltschädlich, weil es Energie verschwendet.

7. Muss das Altglas vor dem Wegwerfen ausgespült werden?



Ja, sonst wird es nicht korrekt rezykliert.



Nein, das verbraucht nur unnötig Wasser.



Das ist nicht zwingend nötig, aber besser für die Hygiene.

8. Was ist ökologischer?



Plastiksack



Papiertüte



Beides gleich schlecht

9. Wenn ich ein Jahr lang keinen Abfall produziere, könnte ich mit dem eingesparten CO₂ ...



... einmal von Zürich nach New York und zurück fliegen.



... 14 Wochen lang mehr Fleisch essen.



... mit dem Auto von Basel nach Warschau fahren.

Die richtigen Antworten finden Sie auf Seite 10.

bereits sehr viel gemacht von dem, was möglich ist. Die Riesenklaue über dem Abfallbecken greift zu und schnappt sich zwei Tonnen Bebbisäcke und anderen Müll. Sie fährt hoch und lässt den Abfall durch einen Trichter auf ein Förderband fallen.

Strom und Wärme für die Stadt

Der Abfall muss gut durchmischt sein, damit der Ofen gleichmässig brennt. Bei etwa 1000 Grad Celsius verbrennt der Müll. Das Feuer geht nur dann aus, wenn der Ofen kontrolliert und instand gesetzt wird. Das war letztes Mal im März der Fall.

Sonst liefert das Feuer durchgehend Strom und Wärme, die in der ganzen Stadt verteilt werden – auch im Sommer, wenn es brennend heiss ist. Die Fernwärme werde dann zum Teil in Kühlenergie umgewandelt, erklärt Jörg Stolz von den IWB.

Wir fahren mit dem Lift aufs Dach der Anlage. Hier befinden sich die Filter der Verbrennungsanlage. Die Elektrofilter säubern die Luft und halten 99,9 Prozent vom Staub zurück. Die Staubemissionen, die oben aus den Schornsteinen kommen, würden die erlaubten Grenzwerte etwa um den Faktor zehn unterschreiten, sagt Stolz. Der Kanton wollte das so, weil der Rauch direkt über die Stadt hinwegzieht.

Die Flugasche, die in den Filtern hängen bleibt, soll ab 2021 in einer neuen Anlage gewaschen werden. So werden zum Beispiel Metallteilchen vom Rest der Asche getrennt und wiederverwertet werden können. In Solothurn gibt es bereits eine solche Anlage. Der aufwendige Prozess sei weltweit einzigartig, sagt Stolz.

Was von meinem vollen Bebbisagg übrig bleibt, ist also etwas CO₂ und ganz wenig Staub. Der Kanton tut sehr viel dafür, die Umwelt so wenig wie möglich mit dem Müll zu belasten.

Ihm geht es dabei ein bisschen wie mir: Beim Abfall schaut er sehr genau hin, in anderen Bereichen tut er fast gar nichts. Zum Beispiel beim Verkehr. In der Feldbergstrasse werden die Grenzwerte sämtlicher Schadstoffe seit Jahren überschritten. Massnahmen dagegen: null.

Dabei ist dieses Problem für Mensch und Umwelt viel gravierender als die Abfallwirtschaft. Gerade mal vier Prozent der umweltschädlichen Treibhausgase werden in der Schweiz durch Kehrrechtverbrennungsanlagen verursacht. Satt 31 Prozent verursacht der Verkehr. Das sagen die neuesten Zahlen des Bundesamts für Umwelt.

Wozu das alles?

Der ganze Aufwand, die Elektrofilter, Asche-Waschanlagen, Glas-Sammelstellen, das PET-Sammeln, Bierdeckeli-Ausortieren – bringt es am Ende gar nichts? Sollten wir den ganzen Recycling-Wahn lassen und uns mit den Dingen befassen, die wirklich schwer wiegen: Autofahren und Fliegen?

Ich will von einem Umweltpsychologen wissen, warum wir beim Thema

Klimaschutz so ambivalent handeln. Steckt dahinter vielleicht eine Bewältigungsstrategie? Wir trennen unser Leben lang den Müll und denken deshalb, es sei okay, dass wir fliegen, Auto fahren und grosse Mengen Fleisch verzehren? Eine Art unbewusster Ablasshandel für Umweltsünden?

Diesen Effekt gebe es tatsächlich, sagt Marcel Hunecke von der Fachhochschule Dortmund. Er bewirke, dass wir das Gefühl haben, in einem Bereich genug getan zu haben und deshalb etwas anderes lassen können – zum Beispiel den Verzicht auf einen Langstreckenflug. In der Soziologie heisst das «moral licensing», ein moralischer Entlastungseffekt.

Aber es sei auch das Umgekehrte möglich, erklärt Hunecke. Der sogenannte Spill-over-Effekt – zu Deutsch Übertragungseffekt – bewirke, dass wir Verhaltensweisen aus einem Bereich auf einen anderen übertragen. Dass zum Beispiel jemand mit Mülltrennung beginnt und plötzlich auch sein Verhalten bei der Ernährung ändert.

«Auf Plastiktüten zu verzichten ist einfach.

Der Langstreckenflug ist quasi alternativlos.»

Marcel Hunecke, Umweltpsychologe

Vor allem der Aufwand, der mit einem bestimmten Verhalten verbunden ist, sei ausschlaggebend dafür, wie viel wir für den Klimaschutz tun. «Auf Plastiktüten im Supermarkt zu verzichten ist verhältnismässig einfach. Eine Fernreise mit Zug und Schiff zu unternehmen, ist hingegen mit einem sehr grossen Aufwand verbunden. Der Langstreckenflug ist quasi alternativlos.»

Also tun wir immer nur dort etwas, wo es am einfachsten ist? Nicht nur der Aufwand sei entscheidend, sondern auch die persönliche Betroffenheit, sagt Hunecke. «Erleben wir einen Hitzesommer wie in diesem Jahr, erzeugt das Thema Klimaschutz eine hohe Relevanzstruktur. Ist der Klimawandel nicht spürbar, bleibt das Thema abstrakt und damit fehlt eine Voraussetzung, sein Verhalten grundlegend zu ändern.»

Nach dem Besuch bei den Entsorgungsmännern, in der Verbrennungsanlage, der Glasdeponie am Hafen und nach etlichen Gedankengängen habe ich mir ein Set Tupperware aus Glas gekauft. Ich habe mir vorgenommen, die Nüsschen das nächste Mal verpackungsfrei in der Abfüllerei zu holen, die Aprikosen ohne Plastiksäckchen zu kaufen und jedes Bierdeckeli penibel ins Altmetall zu werfen.

Es ist nur ein kleiner Beitrag fürs Klima, aber ein Anfang. Im nächsten Hitzesommer fahre ich dann auch mit dem Zug in die Ferien – sehr wahrscheinlich. ×

So gut haben Sie abgeschnitten:



Die **PET-Flasche** wird zwar aus Erdöl hergestellt, kann aber fast endlos wiederverwertet werden. Landet sie in der Natur, belastet sie die Umwelt, weil sich Mikroplastikteilchen lösen.



In anderen Ländern wird der Hauskehricht aussortiert, in Basel wandert er in die **Verbrennungsanlage**.



Über **250 Gemeinden**, vorwiegend in der Ostschweiz, bieten Sammelstellen für gemischte Kunststoffe. Ein Teil dieser Kunststoffe kann weiterverarbeitet werden.



Die herkömmliche Glühbirne kommt in den **Hauskehricht**. LED-Leuchten und Energiesparlampen müssen beim Fachgeschäft abgegeben werden. Sie kommen in den Sondermüll.



Weissglas ist am wertvollsten, gefolgt von Braunglas. Beide vertragen wenig anderes Altglas, sonst verfärben sie sich. Beim Grünglas ist der Toleranzbereich grösser.



Glas ist im Bebbisagg schlecht aufgehoben. Es verbrennt im 1000-gradigen Ofen nicht. Es muss mit der Schlacke deponiert werden und wird dem Kreislauf entzogen.



Vetroswiss empfiehlt, **Altglas unbedingt auszuspülen** – aus hygienischen Gründen. Allzu genau sollten Sie es aber nicht nehmen, sonst wird unnötig Wasser verbraucht.



Plastik und Papier sind schlecht für die Umwelt. Plastik ist in der Natur problematisch und Papiertüten können begrenzt benutzt werden. Für die Umwelt ist es am besten, einen Mehrwegbeutel zu verwenden.



Die Reise in einem Mittelklassewagen von **Basel nach Warschau** (1350 Kilometer) verursacht rund 256 Kilogramm CO₂ – etwa gleich viel, wie eine Person in der Schweiz pro Jahr mit ihrem Abfall verursacht.



1000 Tonnen Kehricht werden täglich
im St. Johann angeliefert und verbrannt.

FOTO: DIRK WETZEL



Manche Bedürftige stehen schon Stunden vor Öffnung der Essensausgabestelle im Kleinbasel Schlange.

FOTO: NILS FISCH

Armut

Basel ist die reichste Stadt der Schweiz. Trotzdem sind Tausende jede Woche auf Lebensmittelspenden angewiesen.

Giftiger Verteilkampf um eine Mahlzeit

von Renato Beck und Dorothee Adrian

Basel ist eine Stadt mit massiven sozialen Problemen. Sie scheinen nicht durch, wenn von Rekordüberschüssen die Rede ist oder von teuren Bauprojekten. Doch das Geld fürs Nötigste fehlt an vielen Orten. So lebt jedes fünfte ausländische Kind im Kanton von der Sozialhilfe, also am Existenzminimum. Tendenz: klar steigend.

Auch die Gesamtquote an Sozialhilfempfängern nimmt zu. Mit 7,4 Prozent im Stadtgebiet weist Basel eine der höchsten Quoten der Schweiz auf. Gleichzeitig gibt es keinen Kanton mit einem höheren Pro-Kopf-Einkommen. Aktuell sind es im Durchschnitt knapp 170 000 Franken im Jahr. Wie passt das zusammen?

Dass im sozialen Gefüge dieser Stadt etwas nicht stimmt, bleibt der breiten Öffentlichkeit meist verborgen. Bettler finden sich kaum im Stadtbild, den meisten Menschen sieht man die Notlage nicht an. Aber es gibt Orte, an denen die Friktionen zutage treten.

Unter der Woche im Kleinbasel, 14 Uhr: In einer schmalen Gasse hat sich eine Schlange gebildet. 50, vielleicht 60 Leute, manche von ihnen warten schon lange. Ältere Männer, ein paar junge, sowie Frauen jeden Alters, von denen viele ein Kopftuch tragen, ein paar Kinder. Fast alle sind mit einem Einkaufstrolley ausgestattet.

Es ist eine Essensausgabestelle, vor der diese Menschen anstehen. Bald geht das

Verteilen los. Hinter der Aktion steht der gemeinnützige Verein «Dienst am Nächsten» (DaN). Über 200 Plastiksäcke voller Essen verteilt er wöchentlich an Bedürftige, den sogenannten «Heiland Sack». Registriert haben sich rund 500 Menschen für diese Ausgabe. Voraussetzung ist ein Nachweis, der die Bedürftigkeit belegt, beispielsweise ein Caritas-Ausweis, eine KulturLegi oder ein FamilienpassPlus.

«Die Nachfrage ist noch viel grösser», sagt Leiter Michel Fischer, «aber mehr haben wir nicht zu verteilen.» Manche stünden schon ab elf Uhr bei der Ausgabe stelle an, warten stundenlang. «Vor allem Geflüchtete», sagt Fischer.

Die Essensausgabe befindet sich im ehemaligen Kino Royal, das die Freikirche Vineyard gemietet hat. Fischer ist dort Pastor und hat vor elf Jahren den «Heiland Sack» ins Leben gerufen. Anfänglich bekamen fünf Personen einen Sack Essen nach Hause geliefert, inzwischen kommen jede Woche über 200 Menschen.

Vor drei Jahren wurde der gemeinnützige Verein DaN gegründet. Im Zentrum steht die Absicht, Menschen Gutes zu tun, egal, welcher Religion sie angehören. Das Essen kommt zu 90 Prozent von der Schweizer Tafel. Sie holt die Nahrungsmittel bei Grossverteilern ab. Der Rest sind Privatpenden.

Mangel an Bezugskarten

Im Saal rücken knapp zwei Dutzend Mitarbeitende die vollen Kisten zurecht und plaudern. Es ist ein bunt gemischtes Team aus Männern und Frauen. Sie sind alle selbst Bezüger, die früher oder später den Wunsch hatten, ehrenamtlich mitzuarbeiten.

14.15 Uhr: Die ersten Gäste kommen mit ihren Einkaufstrolleys rein. «Magst du einen Joghurt?», fragt Cindy. Die schwarzhäarige, tätowierte Frau ist seit 2015 im Team. «Ich bin Taxifahrerin», erzählt sie. Sie sei alleinerziehend, habe zwei Töchter. «Und vor drei Jahren ist mein Umsatz wegen Uber so eingebrochen, dass ich Ergänzungsleistungen beantragen musste.»

Cindy kam damals zur Essensausgabe und entschied schon beim ersten Besuch, dass sie mitarbeiten möchte. Es macht ihr sichtlich Freude.

«Ist gut für Kinder?», fragt ein Mann in gebrochenem Deutsch. Cindy liest vor: «Protein-Pudding.» Nein, das sei eher für Erwachsene, antwortet sie dem Mann und muss lachen: «Für den Muskelaufbau!»

Neben Cindy steht Ibrahim. Der Syrer kam vor dreieinhalb Jahren in die Schweiz. Er hat keine Arbeitsstelle, aber vier Kinder zu versorgen. So kam er zum «Heiland Sack». Erst als Bezüger, später als ehrenamtlicher Mitarbeiter. «Ich mag gerne Leuten helfen», sagt er.

Yvonne Bürgin verantwortet für die Sozialinstitution Schwarzer Peter die Verteilung von Essenskarten der Organisation Tischlein deck dich. Sie ist besorgt über die Situation mit den Essensverteilungen in Basel. Und auch zunehmend verärgert:

«Es ist ein Chaos, es gibt keine Transparenz, wer eine Essenskarte bekommt und wer nicht», sagt die Gassenarbeiterin. Sie hat vor ein paar Tagen einen Notruf auf Facebook platziert: «Eine Tischlein-deck-dich-Karte für 2019 zu erhalten, ist zur Zeit wie ein 6-er im Lotto!»

Genügend Essen auf dem Tisch ein Lottogewinn? Bürgin sagt, es gebe deutlich zu wenig Lebensmittel, die verteilt werden könnten und entsprechend wenig Bezugskarten. Der Schwarze Peter hatte bis vor Kurzem nur drei Karten, jetzt sind es immerhin sechs. Der Bedarf sei jedoch ein Vielfaches davon. Eben erst musste Bürgin ein Pärchen wieder heimschicken. «Die sind in Tränen ausgebrochen, als ich ihnen keine Karte geben konnte», sagt sie.

Bürgins Klienten sind oft alleinerziehende Mütter. Aber auch ältere Menschen, die von einer minimalen AHV- oder Witwenrente leben. Und dann gibt es noch solche, die sich ohne Sozialgelder durchzuschlagen versuchen – aus Scham, auf den Ämtern vorstellig zu werden.

«Wenn wir zehn Menschen helfen, enttäuschen wir zugleich neunzig andere.»

Alex Stähli, Geschäftsführer von Tischlein deck dich

Bürgin macht die Situation zu schaffen. Weil sie keine Antwort hat auf die verzweifelte Lage ihrer Klienten. Und weil die Knappheit zu einem vergifteten Verteilungskampf führt. Kartenbezüger werden des Missbrauchs bezichtigt, bei Ausländern heisst es schnell, sie würden Schweizer aus der Notvorsorge verdrängen.

Der Geschäftsführer von Tischlein deck dich, Alex Stähli, kennt das Problem nur zu gut. Er sagt: «Wenn wir zehn Menschen helfen, enttäuschen wir zugleich neunzig andere.» Die Organisation behilft sich mit einem Rotationsprinzip. Jeweils nach maximal zwölf Monaten müssen die Sozialinstitutionen eine Neubeurteilung vornehmen und die Karten an andere Bezüger weiterreichen. «Es gibt kein Gewohnheitsrecht», sagt Stähli.

Yvonne Bürgin vom Schwarzen Peter hält wenig von dieser Regelung. «Natürlich ist das hochproblematisch», sagt sie. Armut verschwinde ja nicht einfach mit dem Jahreswechsel. Aber was wäre eine fairere Lösung? Solange die Nachfrage das Angebot um ein Vielfaches übersteigt, bleiben viele Verlierer zurück.

500 Bezugskarten verteilt Tischlein deck dich in Basel, die Zahl hat sich leicht erhöht im laufenden Jahr. Doch dem Wachstum sind Grenzen gesetzt. Derzeit erreicht die Organisation 19 000 Menschen in der ganzen Schweiz. Mehr liegt vorerst nicht drin. Die letzten beiden Jahre schrieb man Verluste und auch im laufen-

den Geschäftsjahr rechnet Stähli mit einem «substanziellen Fehlbetrag». Also werden keine neuen Projekte gestartet, wird erst der laufende Betrieb konsolidiert.

Eine zweite Grenze bestimmt die Zahl der Lebensmittelpenden. Während sie bei den Grossverteilern stabil bleibt, sind die Abgaben von Lebensmittelproduzenten rückläufig und müssen mit Neuakquisitionen kompensiert werden.

Für Stähli ist das kein schlechtes Signal. Seine Organisation richtet sich primär gegen Foodwaste und setzt sich nur in zweiter Linie für die Versorgung von Bedürftigen ein. «Wenn Firmen weniger Ausschuss produzieren, werten wir das als Erfolg unserer Bemühungen», sagt er.

Dass die Bedürfnisse der Umwelt vor jenen der Menschen stehen, wirkt nur auf den ersten Blick problematisch. Zwei Millionen Tonnen Lebensmittel landen in der Schweiz jedes Jahr im Müll. Der grösste Gratisverteiler, die Schweizer Tafel, rettet davon gerade mal 4000 Tonnen, um sie abzugeben. Es fehlt nicht an Essen für leere Tische. Es fehlt an Infrastruktur, an staatlicher Unterstützung und letztlich an Geld.

Die Scham steht vielen im Weg

Im ehemaligen Kino Royal fliesst der Besucherstrom kontinuierlich weiter, an loser Ware und abgepackten Säcken vorbei. Es habe sich bewährt, diese vorab zu packen, sagt Abgabeleiter Michel Fischer. Sonst hätten jene, die später kommen, Sorge, das Gute sei schon weggeschmuppelt.

Einen Tisch weiter packen die Leute die Ware um in ihre Trolleys. Was sie nicht mögen, landet in einem dafür vorgesehenen Korb, die «Tauschbörse».

15 Uhr: Der Raum hat sich gefüllt. Gespräche hier und dort. Arabisch, vielleicht türkisch, deutsch. Rund um die Tauschbörse schauen ein paar Besucher, ob sie noch etwas Feines ergattern können.

Die meisten hier haben Migrationshintergrund, einige sind geflüchtet, berichtet Fischer. Einzelne sehen schweizerisch aus. «Leider getrauen sich viele Schweizer gar nicht her», sagt Walter, der seit zehn Jahren mithilft. «Die Scham und die Hemmschwelle sind gross», sagt er. Er ist im Rentenalter und findet es super, bei einer guten Sache mitzuhelfen.

Auch diese Barriere versuchen Michel Fischer und sein Team aufzubrechen. Sie wollen mit ihren Gästen ins Gespräch kommen, sie auch aus der inneren Not holen. Es gelingt nicht oft, und auch wenn es klappt, bleibt das Engagement des Vereins bescheiden angesichts des Ausmasses der sozialen Notlage.

Die angefragten Abgabestellen gehen von einem Faktor zehn an Bedürftigen aus. Das heisst, dass Tausende Baslerinnen und Basler Lebensmittelpenden wollen, aber keine erhalten.

Das weiss auch Fischer. Zum Schluss bittet er, den Wochentag der Abgabe in der Reportage nicht zu erwähnen. Nicht weil er nicht mehr helfen will, sondern schlicht nicht mehr Menschen helfen kann. ×

Christoph Meier ist ärztlicher Direktor am Unispital Basel. Er setzt sich für eine Medizin ein, welche die Patienten in den Mittelpunkt stellt. Weil sie besser ist – und viel billiger.

Die Patienten können das kranke System heilen – wenn man sie fragt

Christoph Meier, 56, hat in Basel Medizin studiert, war in den USA und in Genf wissenschaftlich tätig und arbeitete am Unispital Genf und am Zürcher Triemli-Spital, zuletzt als Chefarzt der Inneren Medizin. Seit 2016 ist er ärztlicher Direktor am Unispital Basel.

von Jeremias Schulthess

Christoph Meier kommt direkt von der Chefarzt-Visite zum Interview. Der ärztliche Direktor des Universitätsspitals Basel hat den ganzen Tag Termine, manchmal bis 23 Uhr. Am Tag zuvor leitete er an der Spitalstrasse ein Symposium mit internationalen Gästen. Thema: Value Based Health Care – was so viel heisst wie nutzenorientierte Gesundheitsversorgung.

In den USA ist die nutzenorientierte Gesundheitsversorgung gerade heiss im Trend. In der Schweiz interessiert sich kaum jemand dafür – ausser Meier. Der 56-jährige Basler hält Vorträge zum Thema und wird an internationale Konferenzen eingeladen.

Als Meier 2016 ans Unispital kam, warnte er seine Chefs, was er vorhabe, sei «oft nicht geschäftsfördernd». Denn die nutzenorientierte Gesundheitsversorgung zielt nicht darauf ab, die Fallzahlen zu erhöhen. Im besten Fall senkt sie die Zahl der Behandlungen – zum Wohl der Patientinnen und Patienten.

Meier bekam den Job trotzdem. Anfang dieses Jahres hat das Unispital auf seine Initiative Patientenbefragungen eingeführt. Sie sind die Basis für eine nutzenorientierte Gesundheitsversorgung.

Herr Meier, für jede App, die ich herunterlade, für jeden Einkauf, den ich online tätige, soll ich eine Bewertung abgeben. Und mitten in diesem Bewertungswahn kommen Sie und wollen, dass ich in einer Patienten-

befragung auch noch meinen Arzt bewerte.

Wir leben in einer Zeit der konstanten Über-Befragung. Persönlich weigere ich mich seit 15 Jahren, irgendwelche Befragungen auszufüllen. Es gibt schlicht zu viele, die nicht zielgerichtet sind, keine validen Schlussfolgerungen zulassen. Aus diesem Grund passiert dann auch nichts.

Nach Ihrer Patientenbefragung soll etwas passieren?

Es ist keine Befragung im Sinne von: Wie war das Essen? Haben Sie bei uns gut geschlafen? Bei unserer Befragung geht es darum, die positiven und negativen Wirkungen einer Behandlung oder Operation zu erheben und das mit Blick auf verschiedene Aspekte, welche die Lebensqualität des Patienten betreffen. Wir reden dabei



«Von mir aus können wir auch noch
mehr fürs Gesundheitswesen ausgeben.
Wenn wir damit Mehrwert schaffen,
dann ist das fein.»

FOTO: NILS FISCH

von sogenannten Patient-reported Outcome Measures, kurz PROMs.

Das bedeutet?

Eine Patientin wird zum Beispiel nach einer Brustoperation befragt, ob sie sich wohlfühlt, wenn sie unbekleidet in den Spiegel schaut. Wie selbstsicher ist sie? Wie beeinflusst der Eingriff ihr Sexualleben? Die Antworten auf solche Fragen geben dem Arzt Anhaltspunkte, wo er in einer Konsultation ansetzen muss. Wenn wir solche Befragungen über einen längeren Zeitraum machen, teilweise bis zu zehn Jahren nach der Intervention, dann sehen wir, ob ein Eingriff der Patientin wirklich einen Mehrwert brachte. Ob die Behandlung die Lebensqualität erhöhen konnte oder eben nicht.

Mit den Befragungen wollen Sie nichts weniger als das Gesundheitswesen umkrempeln. Wie soll das gehen?

Unser Gesundheitswesen ist grundsätzlich auf Wettbewerb ausgelegt – und insbesondere auf das Tun. Alle Leistungserbringer im Gesundheitswesen, Spitäler, Ärzte, alle werden für das bezahlt, was sie tun.

«Es kann doch nicht sein, dass die Bevölkerung in einer Ecke des Landes viermal häufiger Knieprobleme hat als in einer anderen.»

Klar. Bezahlung nach Dienstleistung, Fee-for-Service...

Genau. Wir haben ökonomisch ein volumengetriebenes Gesundheitssystem, dementsprechend verhalten sich die Leistungserbringer. Selbstverständlich schauen Spitäler und Ärzte, dass sie keine unnötigen Eingriffe machen. Aber wenn Sie die Versorgungszahlen in der Schweiz anschauen, sehen Sie, dass etwa gewisse orthopädische oder kardiologische Interventionen in einer Region zwei- bis viermal häufiger durchgeführt werden als in anderen Regionen.

Sie meinen zum Beispiel die Kniepiegelungen in Basel-Stadt.

Ja, genau. Es kann doch nicht sein, dass die Bevölkerung in einer Ecke unseres Landes viermal häufiger Knieprobleme hat als in einer anderen. Entweder die einen machen viel zu wenig – oder die anderen viel zu viel.

Die Spitäler machen wohl eher zu viel. Nehmen Sie sich selbst in die Kritik?

Es ist eine Kritik an den aktuellen finanziellen Anreizen in unserem Gesundheitswesen.

Wird am Unispital auch zu viel operiert?

Das lässt sich jetzt objektiv erfassen, unter anderem durch die bei uns einge-



«Wir wollen messen, wie gut wir unsere Arbeit machen.»

FOTO: NILS FISCH

fürten Qualitätsmessungen, eben die PROMs, sowie durch Benchmarking, also durch landesweite Vergleiche. Jeder Arzt, der etwas macht, ist zu 100 Prozent überzeugt, dass der Eingriff nötig war. Ich kenne keinen Arzt, der sagt, jetzt mache ich diesen oder jenen Eingriff, nur damit das Spital Geld verdient. Wenn wir aber konsequent den Verlauf, eben den Outcome, messen, wird klar, ob eine Behandlung zielführend war oder nicht.

Der Mechanismus, mehr zu tun als wirklich notwendig, funktioniert subtiler?

Notwendig oder nicht, das ist häufig nicht einfach schwarz-weiß. Wann brauchen Sie eine neue Hüfte? Wann eine Wirbelsäulenoperation? Wie fest und wie lange muss es vorher wehtun? Das aktuelle Gesamtsystem treibt einen dazu, tendenziell mehr zu tun, als nötig wäre. Davon müssen wir wegkommen. Dazu braucht es ein grundsätzliches Umdenken betreffend der ökonomischen Anreize. Diese müssen den Patienten ins Zentrum stellen. Wir als Unispital sind die Ersten in der Schweiz, die gesagt haben: Bei dieser Entwicklung, immer mehr Fälle zu generieren, wollen wir nicht mitmachen. Vielmehr wollen wir messen, wie gut wir unsere Arbeit machen und wie viel Mehrwert wir für den Patienten wirklich schaffen.

Ziehen Sie bereits Konsequenzen aus Ihren Ergebnissen? Oder anders

gefragt: Verzichten Sie deshalb auf unnötige Operationen?

Ja, das tun wir. Denn sobald Sie messen, beeinflussen Sie auch das Verhalten. Und die Bereitschaft, sich auf solche PROMs einzulassen, zeigt, dass sich unsere Ärzte sehr ernsthaft mit der Frage auseinandersetzen, was eine optimale Patientenbetreuung ist. Wirklich spannend wird es aber erst dann, wenn viele Spitäler diese Qualitätsmessungen umsetzen. Dann können Sie vergleichen, wo die beste Qualität angeboten wird. Ich will, dass beispielsweise ein Patient mit Prostatakarzinom schauen kann, welches Spital die besten Resultate punkto Impotenz und Inkontinenz aufweist. Diese Angaben sollten für bestimmte Interventionen transparent im Internet abrufbar sein.

«In der Schweiz wissen wir schlichtweg nicht, welche Spitäler in der Qualität führend sind.»

Wie es zum Beispiel in England der Fall ist. Dort können Patienten nachschauen, welches Spital, ja sogar welcher Arzt wie gut bewertet wird. Diese Totalüberwachung muss doch für die Ärzte der Horror sein.

Ja und nein. Wenn Sie wirklich überzeugt sind, dass Sie gute Arbeit machen, dann scheuen Sie sich auch nicht, Ihre Resultate transparent zu machen. Es gibt aber zwei Probleme: Erstens brauchen Sie genügend grosse Fallzahlen. In der Medizin kommen Komplikationen nun mal vor – auch in den besten Spitälern. Wenn Sie also nur wenige Fälle haben und dort etwas schiefliegt, haben Sie plötzlich ein miserables Rating, obwohl Sie vielleicht ein hervorragender Chirurg sind. In England ist das schon mal kein Problem, weil die Fallzahlen meistens sehr hoch sind.

Und das zweite Problem?

Man muss aufpassen, dass die Verteilung von Hoch- und Niedrigrisiko-Patienten ausgewogen ist. Denn je kränker die Patienten sind, die Sie behandeln, desto mehr Komplikationen haben Sie. Wenn Sie besonders viele Hochrisiko-Patienten behandeln, darf das nicht dazu führen, dass Sie mit einer schlechten Bewertung im Internet stehen. Die Metrik, die wir neu anwenden, erlaubt jedoch eine Justierung, die den Krankheitszustand des Patienten berücksichtigt.

Für das Unispital, das auf hohem Niveau behandelt, ist es relativ einfach, sich selbst zu bewerten. Aber ein Provinzspital, das nicht so hohe Fallzahlen hat und nicht die besten Ärzte anlocken kann, will vielleicht bei der Qualitätsmessung nicht mitmachen.

Als solche Qualitätsmessungen in Deutschland gemacht wurden, sah man, dass nicht alle Unikliniken Spitze sind. In manchen Bereichen waren Nicht-Universitätsspitaler besser. In der Schweiz wissen wir schlichtweg nicht, welche Spitaler in der Qualität führend sind.

«Ein Eingriff kann nicht nur wenig oder nichts bringen, er kann unter Umständen auch schaden.»

Wer definiert denn, was gute und schlechte Qualität ist?

Das ist eine absolut zentrale Frage. Ich habe keine abschliessende Antwort darauf. Eine der wenigen Statistiken, die Vergleiche zwischen Schweizer Spitalern zulässt, ist die Mortalitätsrate, die das Bundesamt für Gesundheit (BAG) erhebt. Jetzt können Sie sagen: Simpel, das beste Spital ist jenes, in dem die wenigsten Menschen sterben. Die Realität ist aber komplexer. Für eine sehr alte, sehr kranke Person ist es vielleicht eine Erlösung, an einem Herzinfarkt oder einer Lungenentzündung sterben zu dürfen. Also kann es unter ganz bestimmten Umständen ein Qualitätsmerkmal sein, wenn ein Patient mit seinem Einverständnis und dem seiner Familie in einem

Spital in Würde und Frieden sterben darf. Wenn aber die Mortalitätsrate des BAG als Benchmark gilt, dann werden Sie als Spital alles Erdenkliche dafür tun, die Person am Leben zu halten.

Also gibt nicht einmal dieses vermeintlich objektive Kriterium der Mortalitätsrate Auskunft über die echte Qualität eines Spitals?

Die Frage, was gute und was schlechte Medizin ist, ist damit tatsächlich nicht beantwortet. Ich war gerade auf der Visite bei einem 83-jährigen Patienten mit Krebs und einer Metastase in der Halswirbelsäule. Wenn der Patient den Kopf zu brüsk bewegt, ist er tot. Soll dieser Patient wirklich reanimiert werden, wenn das Herz aufhört zu schlagen? In dieser Alterskategorie sind die Überlebenschancen sowieso schon enorm klein. Was ist hier die beste Medizin?

Sie hören auf die Patienten.

Genau! Aber selbst der Patientenwunsch, der bei der Entscheidungsfindung das höchste Gewicht hat, kann uns Ärzte manchmal zu unauflösbaren Widersprüchen führen – im geschilderten Fall zum Beispiel, wenn der Patient eine Wiederbelebung wünschen würde. Zusammengefasst ist aber in den allermeisten Fällen die beste Medizin die, welche die Bedürfnisse, Wünsche und Präferenzen eines Patienten optimal integriert. Bei einem schweren Autounfall oder gebrochenen Bein ist das nicht sehr kompliziert: Man muss alles tun, was man kann. Bei chronischen und unheilbaren Krankheiten ist es aber anders. Da müssen wir viel mehr auf das eingehen, was dem Patienten entspricht.

Sie versuchen das anhand der neuen Art von Patientenbefragungen.

Ja. Noch mal das Beispiel Prostatakarzinom: Eine Inkontinenz infolge einer Operation oder Bestrahlung wäre eine Nebenwirkung, die wir nicht unterschätzen dürfen. Eine Studie zeigt zum Beispiel, dass über 50 Prozent der darin befragten schwerkranken Patienten lieber tot wären, als stuhl- und urininkontinent zu sein. Das sind Patientenwerte und -präferenzen, die wir ernst nehmen müssen. Sie sehen: Die Frage nach der «guten Qualität» ist sehr tiefgründig. Unsere Metrik der PROMs ist ein neues und wichtiges Element, um sich der «guten Medizin» anzunähern.

In den USA, wo die Gesundheitskosten pro Kopf weltweit am höchsten sind, findet eine rege Diskussion über Value Based Health Care statt. Warum wird die Idee, die Patienten und Prämienszahlern am meisten zugute kommt, in der Schweiz nicht breiter diskutiert?

Wenn die Patienten, Leistungserbringer und Krankenkassen zufrieden sind, möchte verständlicherweise niemand etwas ändern. Auch wenn dies bedeutet, dass in gewissen medizinischen Gebieten immer mehr gemacht wird, ohne dass ein relevanter Mehrwert für den Patienten entsteht. Die Gesundheitsindustrie redet

den Patienten auch gerne ein, dass eine Regulation der Leistungserbringung automatisch einen Qualitätsabbau bedeutet. Es ist das Gespenst der «sozialistischen Medizin». Man sagt dann gerne: Wenn reguliert wird, haben wir ein Gesundheitssystem wie Holland oder Skandinavien...

Wo die Medizin angeblich schlechter ist als bei uns, weil zum Teil weniger Eingriffe durchgeführt werden.

Wir sind häufig der Meinung, es könne nie falsch sein, medizinisch «etwas zu machen». In den vergangenen zehn Jahren haben wir aber gemerkt: Ein Eingriff kann nicht nur wenig oder nichts bringen, er kann unter Umständen auch schaden. Das ist eine relativ neue Erkenntnis in der Medizin und führte zur Bewegung der «Smarter Medicine», auch in der Schweiz. Darauf muss sich unser System erst einmal einstellen, sowohl Ärzte als auch Patienten.

«Ich bin mir nicht sicher, ob wir für all das Geld, das wir in unser Gesundheitssystem stecken, den optimalen Gegenwert erhalten.»

Das System muss Anreize schaffen, damit weniger gemacht wird?

Exakt. Unser jetziges System belohnt nicht, wenn auf etwas verzichtet wird. Wer etwas nicht macht, wird aber bestraft, weil man einen Fall weniger abrechnen kann. Mir geht es dabei gar nicht primär ums Geld. Von mir aus können wir auch noch mehr fürs Gesundheitswesen ausgeben. Wenn wir damit Mehrwert schaffen, dann ist das fein. Aber wenn wir nicht oder nur sehr wenig Mehrwert generieren, sollte unsere Gesellschaft einen Teil des Geldes lieber für andere wichtige Gebiete einsetzen. Schauen Sie einmal die Lebenserwartung in verschiedenen Ländern an: Auch wenn die Lebensdauer keineswegs ein perfekter Indikator für die Qualität eines Gesundheitswesens ist, geben uns solche Daten doch zu denken.

Bitte erläutern Sie das.

Bei den Pro-Kopf-Kosten im Gesundheitswesen – angeglichen für die Lebenskosten im entsprechenden Land – sind wir weltweit an zweiter Stelle, nur knapp hinter den USA. Bei der Lebenserwartung sind wir ebenfalls Spitze, gleich hinter Japan. Nun weisen aber Spanien und Italien eine ebenso hohe Lebenserwartung auf wie die Schweiz – und das für weniger als die Hälfte der Kosten für das Gesundheitswesen. Lebenserwartung ist nicht alles, und die Lebensdauer wird nicht nur durch das medizinische System bestimmt. Trotzdem bin ich mir nicht immer ganz sicher, ob wir in der Schweiz für all das Geld, das wir in unser Gesundheitssystem stecken, den optimalen Gegenwert erhalten. ×

Basler Kulturpreis

Auszeichnung für 20 Jahre Engagement

von Dominique Spirgi

Der nichtkommerzielle Basler Lokalsender «Radio X» erhält zu seinem 20. Geburtstag ein besonderes Geschenk: Der Kanton Basel-Stadt zeichnet ihn mit dem Kulturpreis aus.

Dass mit dem 46. Basler Kulturpreis nicht ein Kulturschaffender oder -veranstalter ausgezeichnet wird, erscheint auf den ersten Blick aussergewöhnlich. Für die Preisjury ist die Vergabe an «Radio X» aber durchaus zu rechtfertigen: «Mit der Auszeichnung wird die hohe Relevanz des Radios für die Kulturszene in der Region, insbesondere für die Jugend- und Popkultur, gewürdigt», heisst es in einer Medienmitteilung der Abteilung Kultur.

Gewürdigt wird überdies das «interkulturelle Engagement, der Einsatz für kulturelle Teilhabe und die damit verbundene niederschwellige Zugänglichkeit», wie es weiter heisst. Lobend erwähnt werden die «jahrelange Leistung der Gründergeneration, der Geschäftsleitung, des gesamten Teams, aber auch vieler Ehrenamtlicher, Pionierinnen und Pioniere». Der Basler Kulturpreis ist mit 20 000 Franken dotiert. ×

Steinengraben

Helvetia darf bauen

von Renato Beck und Dorothee Adrian

Jahrelang haben sich die Bewohnerinnen und Bewohner gegen den Abbruch der Häuser Steinengraben 30 bis 36 gewehrt. Nun hat das Bundesgericht entschieden, dass die Helvetia als Besitzerin ihr geplantes Bauprojekt durchziehen darf. Die Versicherung will die Wohngebäude aus dem Jahr 1870 abreißen und Bürogebäude, Penthouse-Wohnungen und eine Tiefgarage bauen.

Das Bundesgericht stützt die Wohnraumberechnungen der Helvetia, die bestehende Bauten in das Projekt miteinbezieht. Auch sei es rechtskonform, den geplanten Ersatz für geschützte Bäume erst bei Abbruchbeginn offenzulegen.

«Obwohl dieses Urteil zu erwarten war», zeigen sich die Mieter enttäuscht: «Aus unserer Sicht bleibt das Bauvorhaben auch mit dieser rechtlichen Grundlage in stadtplanerischer und sozialer Hinsicht höchst fragwürdig.» Dies auch, weil Basel vor Kurzem für eine sozialere Wohnpolitik gestimmt habe.

Eine im Februar erfolgte Verschärfung des Wohnraumförderungsgesetzes (Parkplätze können nicht mehr dem Wohnraum zugerechnet werden) dürfte Projekte wie das der Helvetia künftig verunmöglichen. ×

Abfalleimer der Woche

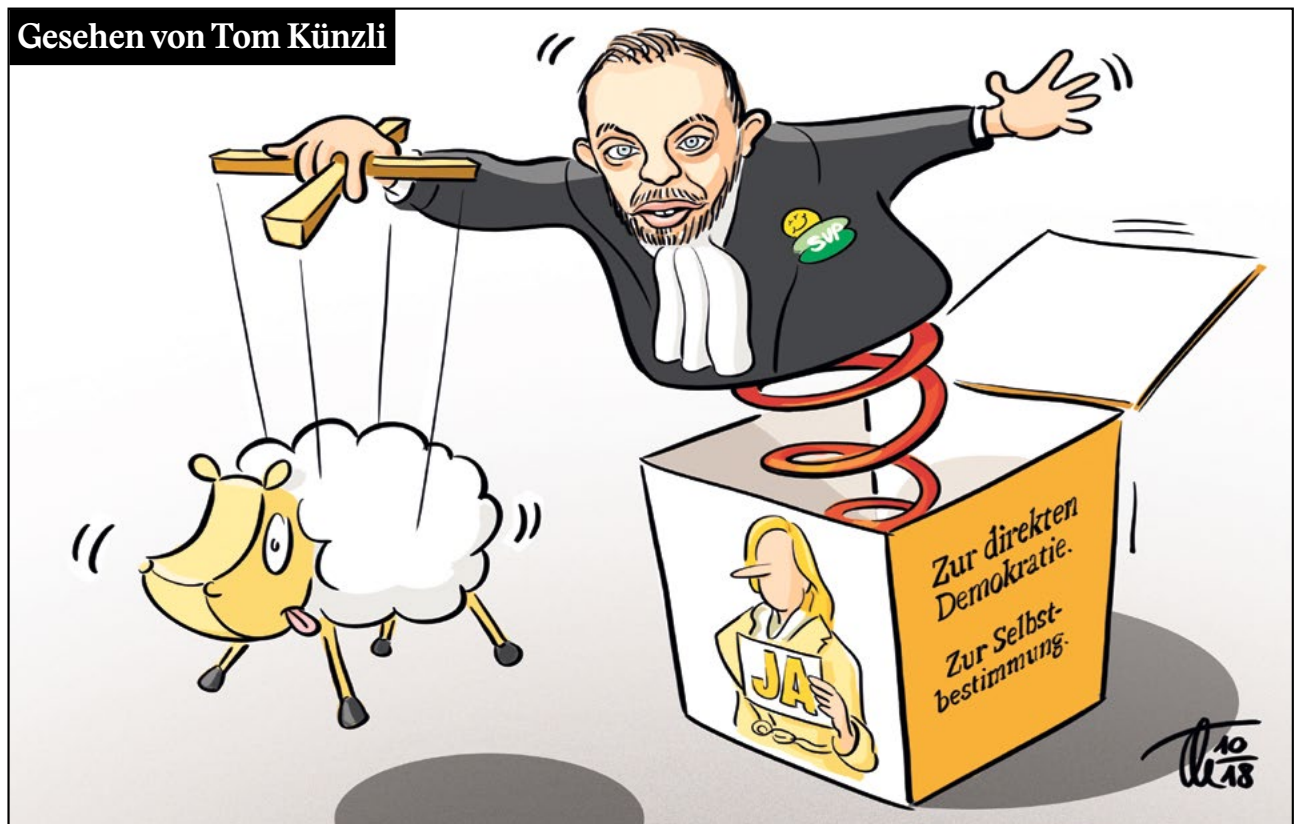


Solar-Pressse

von Yen Duong

Die ersten Kübel mit solarbetriebener Müllpresse wurden letzten Frühling im Kleinbasel und im St. Johann in Betrieb genommen. Doch schon bei Pizzaschachteln machten die Hightech-Geräte schlapp. Jetzt wagt die Stadtreinigung mit dem Modell «Solar Street Bin» einen neuen Anlauf. Dieser Turbokübel lässt sich per Fusspedal öffnen, kann rund 1300 Liter Material pressen und ist mit einem Fassungsvermögen von 240 Litern noch wichtiger als sein Vorgänger. Der Test an der Mittleren Strasse im St. Johann soll drei Monate dauern. Dann will die Stadtreinigung entscheiden, ob die ganze Stadt mit Hightech-Müll-eimern ausgerüstet werden soll. ×

Gesehen von Tom Künzli



Tom Künzli ist als Illustrator für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften tätig. Der 44-Jährige wohnt in Bern.

Bessere Betreuung

von Ronja Beck

Sicherheitsdirektor Baschi Dürr will die Versorgung von psychisch auffälligen oder erkrankten Gefängnisinsassen verbessern. Zahlen zeigen: Der Schritt ist dringend nötig. Dürr plant insbesondere zwei Neuerungen im Justizvollzug.

So soll es im Ausschaffungsgefängnis Bässlergut und im Untersuchungsgefängnis Waaghof künftig zwei wöchentliche Visiten durch Ärzte der Universitären Psychiatrischen Kliniken (UPK) geben. Und weil die raren Haftplätze in Kliniken zu einem «Rückstau» führten, soll die Behandlung im psychiatrischen Bereich deutlich intensiviert werden. Die erhoffte Folge der engmaschigeren Betreuung: Weniger Überweisungen in stationäre Kliniken. Dennoch sollen neu 18 Plätze in den UPK für Inhaftierte reserviert werden.

Für Pflege, Medizinversorgung, Betreuung und Aufsicht sollen 570 Stellenprozentente geschaffen werden. Kostenpunkt: 790 000 Franken und eine einmalige Ausgabe von 350 000 Franken für die Infrastruktur. Dürr rechnet längerfristig nicht mit erhöhten Kosten. Durch die verbesserte Betreuung erwarte man weniger Verlegungen in Psychiatrien oder Sicherheitsabteilungen. Dadurch würde wiederum Geld gespart. Denn je früher man interveniere, desto besser sei der Behandlungs-Verlauf. x

ANZEIGE

Handwerker, die für Sie da sind.

Unsere Fachbetriebe bieten Ihnen kompetente Dienstleistungen. Rufen Sie uns an: 061 326 71 11 www.buespi.ch



Bürgerspital Basel



Harmlos. Nur wenn eine Wanze zerdrückt wird, stinkt sie fürchterlich.

FOTO: ZVG

Fenster zu!

Invasion der «Stinkkäfer»

von Daniel Faulhaber

Es war ein fruchtbarer Sommer für die aus China eingewanderte Marmorierete Baumwanze, im Volksmund auch «Stinkkäfer» genannt. Die TagesWoche hat der Invasorin in der Ausgabe 14/2018 eine längere Recherche gewidmet und ist ihren Spuren bis in die kaiserliche Ziegelfabrik in Peking gefolgt. In den nächsten zwei bis drei Wochen kämpfen die Tiere hier ums Überleben. Ein offenes Fenster verstehen sie dabei als eine warmherzige Einladung.

Denn die Insekten brauchen Wärme. Tim Hays, der sich am Forschungszentrum Cabi Switzerland mit der Bekämpfung invasiver Arten befasst, sagt: «Die letzten zwei Sommer waren so warm, dass die Wanzen eine partielle zweite Generation bilden konnten, was in kühlen Jahren sonst nicht der Fall ist. Dadurch wachsen die Populationen noch schneller.»

Im Winter wird gefastet

Jetzt will die Wanze ins Warme und strapaziert dabei die Nerven der Stadtbevölkerung. Allerdings nur vorübergehend: «Die invasive Phase dauert zwei bis drei Wochen. Sobald es erst einmal kühl ist, ist es dann vorbei», sagt Hays.

In seltenen Fällen könne es vorkommen, dass Halyomorpha halys, wie die Wanze in der Fachsprache heisst, in Wohnungen Eier lege. Etwa unter den Blättern von Zimmerpflanzen. Dies mache sich aber bereits im Sommer bemerkbar. Ein Massenschupf in den Wintermonaten

sei nicht zu erwarten, sagt Hays: «Die Wanzen, die jetzt ins Haus kommen, legen keine Eier.»

Anzutreffen sind die Tiere dort, wo es dunkel ist: «Man findet sie an Stellen, wo sie gut geschützt sind.» Lebensmittel seien aber kein Magnet für die Wanze, denn sie frisst in den Wintermonaten nicht. Ausserdem bevorzugten die Tiere höher gelegene Wohnungen auf der Suche nach Wärme. «Meistens haben die Bewohner in höheren Stockwerken mehr Probleme als diejenigen im Erdgeschoss.»

Hays spürt den Temperaturabfall auch auf seiner Website, wo täglich neue Fundmeldungen eintrudeln. Eine effektive Abwehr gegen das Insekt, das nicht nur krabbeln, sondern auch fliegen kann, gibt es bislang nicht. Das Forschungszentrum Cabi empfiehlt darum, in den kommenden zwei bis drei Wochen auf stundenlanges Lüften zu verzichten. x

ANZEIGE

Saisoneröffnung

Do 18.10. Premiere / Fr 19.10. / Sa 20.10.
je 20:00 • jeweils 18:30 Einführung

«Kolik»

Uraufführung eines Musiktheaterprojekts
von Jannik Giger, Leo Hofmann und
Benjamin van Bebber

Mit: Sarah Maria Sun (Sopran).
Solistenensemble Kaleidoskop (Berlin) u. a.

Jannik Giger – Komposition für Ensemble und Playbacks / Leo Hofmann – Hörspiel und Elektronik / Benjamin van Bebber – Regie und Einrichtung Libretto



T +41 61 683 13 13

www.garedunord.ch

Bildstoff

360°

Accra

Hauptsache, weit weg? First Lady Melania Trump besucht fern vom Weissen Haus ein Spital in Ghana. Sie scheint sich wohlzufühlen in dem «Drecksloch», wie ihr Mann sich wohl ausdrücken würde.

CARLO ALLEGRI/
REUTERS



Zaozhuang

Rund um die ostchinesische Stadt gibt es grosse Kohlevorkommen. Wenn hier Kühltürme zusammengefaltet werden, ist das ein Zeichen für Modernisierung, aber kein Vorbote der Energiewende.

STRINGER/REUTERS



Kalkutta

Kein Aufwand ist zu gross für das zehntägige Fest zu Ehren der Göttin Durga. Diese Riesenbüste soll für den Umweltschutz in der indischen Metropole sensibilisieren.

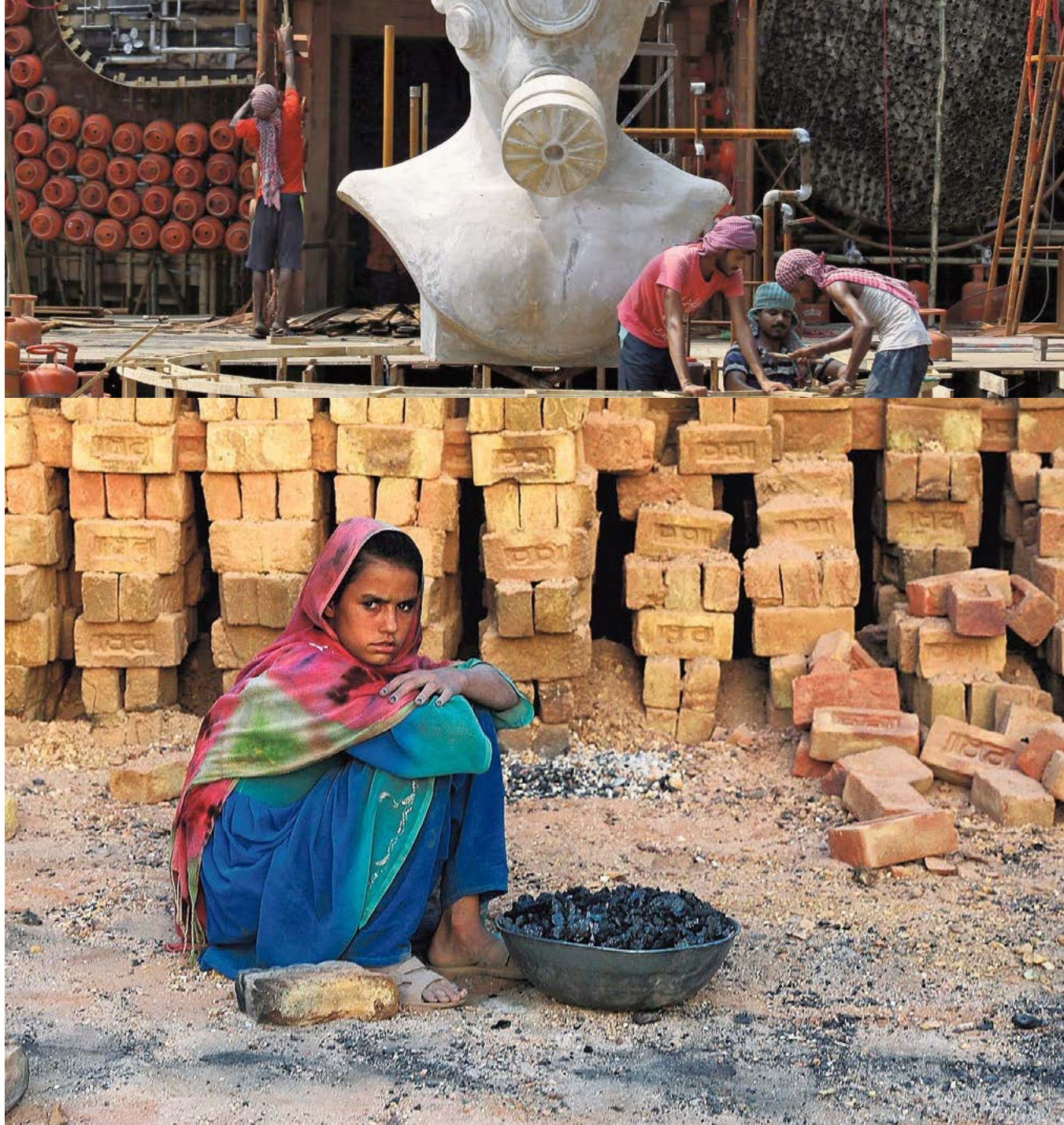
RUPAK DE CHOWDHURI/
REUTERS



Islamabad

Dieses Mädchen arbeitet in einer Ziegelfabrik in Pakistan. Immerhin: Auch Kinderarbeit schliesst eine Pause mit ein.

FAISAL MAHMOOD/
REUTERS



Wani

Nur Schiffe konnten der zerstörerischen Kraft des Tsunami widerstehen, der auf die Küste von Zentral-Sulawesi traf. Aus der Bahn geworfen wurden sie trotzdem.

MUHAMMAD ADIMAJA/
ANTARA FOTO/REUTERS



Populisten greifen nach der Macht und kein Skandal kann sie bremsen. Und darin liegt das Problem: Sie haben Erfolg, gerade weil sie dubiose Gestalten sind.

“

Während ich spätnachts diese Zeilen schreibe, explodiert meine Twitter-Timeline. Die «New York Times» veröffentlicht pikante Details zu Trumps Geschäftlimachereien. Unter anderem soll er als junger Geschäftsmann Hunderte Millionen Dollar Startkapital zur Verfügung gehabt haben statt der vielzitierten einen Million von seinem Vater.

Viele reiben sich die Hände und freuen sich auf mögliche Konsequenzen. Der Artikel wird bestimmt Wellen schlagen, schwächen wird er den Präsidenten aber kaum. Nicht dass solche Recherchen nicht wichtig wären. Wer aber glaubt, man könne Populisten entmachten, indem man ihre Fehlritte und Skandale offenlegt, hat das populistische Konzept nicht begriffen.

All diese Figuren, deren Namen auch ich viel zu oft nenne, haben Erfolg, weil sie skandalöse, menschenverachtende und dubiose Dinge tun. Sie machen ja auch keinen Hehl daraus. Man kann Populismus nicht entlarven. Seine ignorante Fratze ist für jeden sichtbar. Sie fasziniert. Links und Rechts. Und das ist verhängnisvoll.

Lasst es mich so erklären: Würde eine Biografie über Simonetta Sommaruga erscheinen, in der stünde, dass sich die Bundesrätin einmal von Grosskonzern XY für eine Rede bezahlen liess, würde das ihr Image nachhaltig schädigen. Würde bekannt, dass Christoph Blocher Millionen von Steuergeldern hinterzogen hätte, würde das an ihm abprallen.

Machtgeilheit gilt als geil

Von einem sich hemdsärmelig gebenden Geschäftsmann erwartet man geradezu Skrupellosigkeit. So erstaunt es auch nicht, dass selten bis nie darüber gesprochen wird, dass Blocher sich als einer der einflussreichsten Männer der Schweiz aktiv gegen die Gleichberechtigung der Frau, gegen die Ehe zwischen Schwarz und Weiss in Südafrika und für den rechtsradikalen Hitler-Sympathisanten Schwarzbach stark gemacht hat.

Ein solcher «Denker» ist für eine moderne Gesellschaft untragbar und sollte in einem aufgeklärten Milieu keinen Einfluss haben. Trotzdem sind Blocher und seine Partei mächtig (und) auf Erfolgskurs. Die Herren an der Macht sind an die



Knackeboul ist Rapper, Beatboxer und Publizist.

Macht gekommen, gerade weil man sie für ihre Machtgeilheit bewundert. Sie sind düstere Lichtgestalten. Sie stellen sich über Moral und Ethik.

Frauen, die mehr Gerechtigkeit für sich und die Unterschicht fordern, werden hingegen als hysterische Kühe abgetan. Würden sie eine Gesetzeswidrigkeit begehen, könnten sie froh sein, nur medial und nicht real gelyncht zu werden. Lässt sich ein Populist etwas zuschulden kommen, ist das nur eine weitere schmutzige Stufe auf seiner Erfolgsleiter.

Trump und Co. sind die Sirenen der Realität. Ihr Gesang bezirzt alle. Auch diejenigen, die immun zu sein glauben.

Es ist Demagogie in Reinform, die eine gerechtere Gesellschaft schachmatt setzt. Sie braucht keine Wahrheit, keine Legitimation, keine rationale Erklärung und kann nicht demaskiert werden. Sie ist die geliebte Maske. Ein Wahn von allen Seiten.

Die einen verfallen dem Grössenwahn, weil sie sich von Steuerhinterziehung über Rassendiskriminierung bis hin zum sexuellen Übergriff alles leisten können. Die anderen verfallen diesem Schauspiel widerlicher Machtdemonstration als Ausweg aus dem empfundenen Kontrollverlust über ihr Leben und die Welt. Und schliesslich verfallen diejenigen, die sich wehren müssten – die Intellektuellen, die Journalisten, die Politiker –, dem Wahn, dass man dem Demagogen zuhören müsse. Dass man ihn verstehen, ihn zu Wort kommen lassen müsse. Ein fataler Fehler.

Trump und Co. sind die Sirenen der Realität. Ihr Gesang bezirzt alle. Auch diejenigen, die immun zu sein glauben. Am Ende ziehen sie alle in ihren tödlichen Bann.

Bitte nicht füttern!

Darum müssen wir aufhören, die Trolle zu füttern. Wir dürfen ihnen nicht unsere Stimme und unsere Plattformen leihen. Dort, wo sie soziale Plattformen missbrauchen, um asoziales Verhalten zu propagieren, müssen wir ihnen unsere Aufmerksamkeit aus sozialen Gründen entziehen. Nicht mit Demagogen zu sprechen, ist keine Demagogie, keine dumme Dialogverweigerung, sondern ein Versuch, ihre Machtergreifung zu verhindern.

Letztens haben Youtube, Facebook und Twitter Alex Jones gesperrt. Falls ihr nicht wisst, wer das ist, kennt ihr eine der einflussreichsten demagogischen Stimmen unserer Zeit nicht. Diese dumme Version von Steve Bannon hat Millionen von Followern und heizt mit Verschwörungstheorien, Endzeitfantasien und sexistischen und rassistischen Tiraden das politische Klima in den USA mächtig an. Trump ist sein Fan.

Die Sperrung versetzte dem Hassredner einen heftigen Schlag. Er kann auf seinen Plattformen weiter wüten und beansprucht nun umso lauter eine Märtyrerrolle, aber seine Tiraden finden erheblich weniger Publikum. Das ist wichtig. Das ist nicht antidemokratisch, darin liegt die Rettung der modernen Gesellschaft.

Ich weiss, dass viele nicht mit diesem Text einverstanden sein werden. Und das macht mir am meisten Angst. Dass wir zuschauen, wie diese Despoten die Welt jeden Tag etwas näher an den Abgrund rücken, während jene, die ihnen Paroli bieten könnten und müssten, lieber darüber streiten, wie man das Runterfallen verhindern könnte.

Trump wird jede neue Enthüllung überleben. Er und seine Kollegen weltweit werden ihren Höhenflug in den nächsten Jahren fortsetzen. Irgendwann wird der im totalen Absturz enden – nicht nur ihrer selbst, sondern der Gesellschaft.

Der einzige Weg, Trump wirklich zu schwächen, wäre übrigens der, ihn nicht zu wählen. x

”

Das kantonale Burkaverbot verstösst gegen das liberale Verständnis der Gesellschaft, das es zu schützen vorgibt.

Die Schande von St. Gallen

von Georg Kreis

Es geht hier nicht um Fussball. Es geht um die kantonale Abstimmung vom 23. September über das Verhüllungsverbot. 72 Prozent der rund 36 Prozent, die sich an diesem Plebiszit beteiligt haben, also mehr als zwei von drei Teilnehmenden, halten es für richtig und gut, dass angezeigt und bestraft werden soll, wer sein Gesicht verhüllt und damit «die öffentliche Sicherheit oder den religiösen oder gesellschaftlichen Frieden bedroht oder gefährdet».

Das Verdikt hat eine lange Vorgeschichte. Ihm geht insbesondere ein entsprechender Beschluss des Kantonsrats im November 2017 voraus – mit 57 gegen 55 Stimmen bei zwei Enthaltungen. Das war der Entscheid eines Organs, das eigentlich mehr Besonnenheit erbringen sollte als eine Volksabstimmung.

Dass die politische Rechte (SVP) diese Regelung anstrebte, ist nicht erstaunlich. Befremdend dagegen ist, dass eine Parlamentsmehrheit mit der CVP zustande kam. Die FDP und das links-grüne Lager waren dagegen.

Eher zieht eine Olma-Bratwurst durch den Senf als eine Frau in Burka durch die St. Galler Altstadt.

FOTO: IMAGO



Das Abstimmungsergebnis ist eine dreifache Schande. Erstens verstösst ein staatliches Kleidungsverbot gegen das liberale Gesellschaftsverständnis und macht genau das, wogegen es anzukämpfen vorgibt. Zudem wird es ausgerechnet von einer Seite gefordert, die sich sonst gerne für «weniger Staat» ausspricht. Zweitens ist es ein unaufrichtiges Gesetz, weil es nicht offen deklariert, worauf es zielt, sondern das Anvisierte nur «verschleiern» formuliert. Das Anti-Burka-Gesetz ist selber eine Burka.

Und drittens ist das Gesetz lausig formuliert. Abgesehen davon, dass es nun der Polizei zur Aufgabe gemacht wird, auf der Strasse diese scheinbare Gefährdung aufzugreifen und Verfahren einzuleiten, gibt es die grundsätzliche Frage, ob ein einzelnes Individuum (eine Frau in Burka) den «gesellschaftlichen Frieden» überhaupt bedrohen oder gefährden kann.

Diese Frage ist aber viel zu konkret, geht es doch vielen Befürwortern des neuen Gesetzes einzig darum, mit Symbolpolitik ein Signal gegen den Islam im Allgemeinen auszustrahlen. Wie bei der Anti-Minarett-Initiative.

Das Abstimmungsergebnis wird da und dort beschwichtigend als Ausdruck von «generellem Unbehagen» gedeutet und grosszügig als psychohygienisches Ventil abgetan. Dieser Ausgang ist aber, wie gesagt, eine Schande und stellt einmal mehr der direkten Demokratie ein miserables Zeugnis aus.

Der St. Galler Justiz- und Polizeidirektor Fredy Fässler (SP) dürfte ähnlicher Meinung sein. Er erklärte, im Kanton noch nie eine Burkaträgerin gesehen zu haben.

Es trifft Fussball- und Hockeyfans

Die Auseinandersetzung geht weiter, und man darf, man muss ein solches Zwischenurteil einer kritischen Beurteilung aussetzen und es nicht, weil es von einer Mehrheit kommt, als Gottesurteil hinnehmen. Die Rechtfertiger solcher Fehlleistungen entziehen sich gerne einer inhaltlichen Bewertung, indem sie sich, wie bei der Anti-Minarett-Initiative geschehen, auf den Standpunkt stellen, ein verbrieftes demokratisches Recht genutzt zu haben.

Mit einem Blick von aussen können wir uns besorgt fragen, was in St. Gallen los ist. Wird der Bratwurst- und Olma-Kanton von Burkaträgerinnen heimgesucht? Oder haben die Menschen ganz im Osten des Landes ein anderes Problem?

Sie sollten sich bewusst sein, dass Abstimmungsverhalten immer auch ein Zeugnis ist, eine Selbstdarstellung im Moment und rückblickend in der Geschichte. Eine Gemeinschaft präsentiert sich auf diese Weise.

St. Gallen ist nicht alleine. Ihm ist der Kanton Tessin vorausgegangen, eine Gegend der Schweiz, deren Bewohner im Fremd- sowie im Selbstbild als «lustiges Völklein» (popolo allegro) stereotypisiert werden. Warum ausgerechnet das Tessin 2016 mit einem Verhüllungsverbot vorge-

prescht ist, bleibt «schleierhaft». Jedenfalls kann es keine Reaktion auf häufige Begegnungen mit Burkaträgerinnen gewesen sein. Im Juni 2018 kam der Befund: Im laufenden Jahr habe man keine einzige «Muslima» bestrafen müssen, zehn von elf Verfahren hätten sich gegen Fussball- und Eishockeyfans gerichtet.

Es gibt aber auch andere, gegenteilige kantonale Vorbilder: Im Mai 2017 lehnte die Glarner Landsgemeinde im Verhältnis von 2:1 ein von SVP-Seite gefordertes und mit Sicherheitsinteressen begründetes Verhüllungsverbot ab. Hier stellt sich die Frage: Warum «tickt» dieser Kanton anders als etwa das Tessin?

In Glarus war ein ablehnendes Nebenargument, dass man eine gesamtschweizerische Lösung abwarten sollte. Es dürfe in St. Gallen Befürworter des Verbots geben, die gerade anders herum argumentieren: Mit dezidiert Zustimmung will man den eidgenössischen Weg vorpfaden.

Die Burka-Sache ist nur eine vorgeschobene Angelegenheit. Dahinter steht das Bestreben, auch die Kopftücher in Schulen zu verbieten.

Das berüchtigte Egerkinger-Komitee der Muslimfresser, auf das bereits das Minarettverbot zurückzuführen ist, hat der Schweiz bekanntlich eine entsprechende Initiative beschert. Das Begehren hat die Gesichtsverhüllung aus religiösen Gründen an öffentlich zugänglichen Orten im Visier (ausser in Sakralstätten). Es dämpft seine muslimfeindliche Spitze, indem es die Repression auf die Vermummung an Demonstrationen ausdehnt.

Über diese Volksinitiative wird man 2020 abstimmen müssen. In der Vorberatung könnte die CVP wiederum in ungueter Weise das Zünglein an der Waage spielen. Der Bundesrat lehnte bereits Ende 2017 ein nationales Verhüllungsverbot ab. Vor den Sommerferien dieses Jahres hat er sich mit einem indirekten Gegenvorschlag für alternative Massnahmen auf Gesetzesesebene ausgesprochen und diesen in Vernehmlassung geschickt, die am 18. Oktober zu Ende geht.

Eine Soft-Variante könnte dahin gehen, dass bei Behördenkontakten, insbesondere vor Gerichten und bei fremdenpolizeilichen Registrierungen oder generell in Amtsräumen eine Enthüllungspflicht eingeführt wird. Zudem soll jeder Zwang zur Verhüllung unter Strafe gestellt werden, was grundsätzlich zu begrüssen wäre. Inzwischen heisst es, dass ausgerechnet das schlechte St. Galler Gesetz zum Vorbild genommen werden könnte.

Gegenvorschläge sind oft unerfreulich, weil sie anstelle von etwas ganz Schlech-

tem in entgegenkommender Weise etwas weniger Schlechtes einführen. So erreichen Initiativen dennoch einen Teil ihres Ziels. Das kann, muss aber nicht dazu führen, dass die weiter greifenden Initiativen zurückgezogen werden. Gemäss dem Solothurner SVP-Nationalrat Walter Wobmann, gewissermassen der Egerkinger-Obmann, kommt das im Falle des angestrebten Burkaverbots nicht infrage.

Zugespitzte Forderungen

Befürworter eines Burkaverbots können, obwohl sie handkehrum gerne den Schweizer Sonderfall verteidigen, darauf hinweisen, dass es im Umfeld der Schweiz dieses Verbot schon seit Längerem gibt, insbesondere in Frankreich seit 2011. Und dass sogar der ansonsten gerne verteuflerte Europäische Gerichtshof für Menschenrechte (EMGR) die deswegen aus Frankreich und Belgien eingereichten Klagen abgelehnt hat.

Weitere Ausmarchungen werden auch in der Schweiz stattfinden. Und man könnte leichthin sagen, dass dies ja gut sei und die Demokratie davon lebe. Dabei besteht ein Hauptproblem darin, dass erneut ein absolutes Randproblem in hohem Mass als generellere Einstellungsfrage gehandhabt wird – nämlich ob man den Islam als Bedrohung einstuft.

Die Burka-Sache ist nur eine vorgeschobene Angelegenheit. Dahinter steht das Bestreben, auch die Kopftücher in Schulen zu verbieten. Das war in St. Gallen auch schon Thema (mit ablehnendem Entscheid des Bundesgerichts von Dezember 2015) und im Wallis bis zu einer zustande gekommenen SVP-Volksinitiative gediehen, dann aber vom Kantonsparlament und vom Bundesgericht für ungültig erklärt worden.

Letzteres tat dies am 7. September in Bestätigung des Entscheids von 2015 und in der Einschätzung, dass ein solches Verbot gegen die Glaubens- und Gewissensfreiheit und damit gegen übergeordnetes Recht verstosse.

Statt mit zugespitzten Forderungen zu wirklich marginalen Erscheinungen die eigene Parteianhängerschaft ausbauen zu wollen, sollten die realen Integrationsfragen angegangen werden: Insbesondere die Ausbildung von Imamen, die mit den Gegebenheiten des Landes vertraut sind. Das wird von SVP-Seite unter anderem wohl darum kategorisch abgelehnt, weil damit ein Problem entfallen könnte, das sie gerne bewirtschaftet.

Sodann sind die Friedhofsordnungen zu thematisieren und insbesondere Voraussetzungen zu schaffen, dass die muslimische Religionsgemeinschaft die staatliche Anerkennung erlangen kann. Denn das stünde im Dienste demokratischer Strukturen, der Transparenz und des erwünschten staatsbürgerlichen Engagements einer religiösen Gemeinschaft, von der – anerkennend oder als grosses Schreckgespenst – gesagt wird, dass sie die drittgrösste des Landes sei. ×

Online



tageswoche.ch/
author/
georg-kreis

Die Politikerin aus dem Baselbiet gilt als valable Kandidatin für den Bundesrat.

Die grösste Chance in ihrer Karriere

von Catherine Weyer

Elisabeth Schneider-Schneiter wirkt nervös. Immer wieder wirft sie einen Blick auf den Bildschirm, der das Geschehen im Nationalratssaal wiedergibt. Was sagt der Nationalratspräsident da gerade in das Mikrofon? Liest er schon das Rücktrittsschreiben von Doris Leuthard vor?

Schneider-Schneiter sitzt auf dem grün gepolsterten Sofa in der Wandelhalle, die Arme verschränkt, der Gesichtsausdruck angespannt. «Wenn jetzt der Rücktritt der Bundesrätin kommt, dann werde ich mir erst mal Gedanken machen und viele Gespräche führen. In der Partei, mit Weggefährten. Und mit meiner Familie.»

Die Familie ist immer das letzte, das am schwersten wiegende Argument für Elisabeth Schneider-Schneiter. Sie, die Familie, Beruf und Politik immer unter einen Hut brachte. Wenn es hart auf hart kommt, werde sie sich für ihren Mann und ihre beiden Kinder entscheiden.

Schneider-Schneiter geht wieder in den Nationalratssaal. Sie muss abstimmen, es stehen wichtige Geschäfte an. Eigentlich hat Schneider-Schneiter gar keine Zeit, sich mit diesen Bundesrats-Eventualitäten auseinanderzusetzen.

In der Wandelhalle, wo die Journalisten warten, wo Politiker Vier-Augen-Gespräche führen, ist der Lärmpegel hoch. Plötzlich verstummt das Stimmengewirr. Alle Politiker gehen in den Saal, alle Journalisten scharen sich um den Monitor. Um 10.26 Uhr gibt Nationalratspräsident Dominique de Buman bekannt, dass Doris Leuthard per Ende 2018 zurücktritt. Sie ist selbst nicht im Saal, doch die Politiker erheben sich für eine Standing Ovation. Auch Elisabeth Schneider-Schneiter.

Sofort kommt wieder Hektik auf. Die Kamerateams positionieren sich, Gerhard Pfister kommt in die Wandelhalle, Mikrofone bedrängen ihn. Er sagt das, was vom CVP-Parteipräsidenten erwartet wird: Der Rücktritt sei der persönliche Entscheid der Bundesrätin gewesen. Jetzt liege es an den Kantonalparteien, fähige Kandidaten zu nominieren. Er mache sich keine Sorgen wegen eines hochkarätigen Tickets, die CVP habe viele kompetente und interessierte Politiker. Dann lässt Pfister sich aber doch zu der Aussage hinreissen: «Die CVP kann es sich nicht erlauben, keine Frau auf das Ticket zu setzen.»

«Manchmal wirke ich vielleicht etwas taktlos. Aber bei mir weiss man wenigstens, woran man ist.»

Elisabeth Schneider-Schneiter könnte diese Frau sein. Die Baselbieterin zeigt als Präsidentin der Aussenpolitischen Kommission viel Präsenz in Bundesbern. Sie ist seit acht Jahren im Nationalrat, sitzt im Präsidium der CVP Schweiz und ist mit ihren zahlreichen Mandaten über die Region hinaus gut vernetzt.

Aber es gibt auch Gründe, die gegen die 54-Jährige sprechen. Sie ist bekannt und wohl auch gefürchtet für ihre Direktheit. «Manchmal wirke ich vielleicht etwas taktlos. Aber bei mir weiss man wenigstens, woran man ist.» So habe sie das gelernt als mittleres von fünf Kindern. «Ich musste mich schon immer durchsetzen.» Manchmal muss sie auch zurückkriechen, zum

Beispiel bei der Stalking-Affäre um ihren Walliser Kollegen Yannick Buttet. «Ich war damals emotional und habe zu schnell gesprochen», sagt sie rückblickend.

Eine emotionale Elisabeth Schneider-Schneiter bekommt man selten zu sehen. Aus gutem Grund. «Ich habe gelernt, eine Rolle einzunehmen, um nicht angreifbar zu sein.» Denn trotz ihres toughen Auftretens reagiere sie verletzlich auf destruktive Kritik, auf Anschuldigungen.

In ihrem Berufsleben hat das nichts verloren. Einfach wegstecken könne sie Kritik aber nicht. «Ich bin schliesslich ein Mensch», sagt sie beinahe entschuldigend. Gut tue ihr das Zuhause, wo sie sich zurückziehen könne, wo sich nicht immer alles um die Politik drehe. «Es gibt bei mir zwar keinen Tag ohne Politik. Aber wenn es beginnt, meine Familie zu stören, dann mache ich eine Pause.»

In der Wandelhalle ist sie eine gefragte Frau, schüttelt Hände, gibt Interviews, nimmt Anrufe entgegen. Ihr sonst klarer Blick schweift ab, sie wirkt etwas erschöpft. «Ich habe in der Stunde seit dem Rücktritt zehn Interviews gegeben. Ich spüre eine enorme Last», sagt sie. Eine Last, die so oder so auf ihr liege, ob sie sich nun zu einer Kandidatur entschliesse oder nicht. «Es ist ein endgültiger Entscheid, eine zweite Chance bekomme ich nicht», weiss sie. Ihr Mund verzieht sich leicht zu einem angedeuteten Lächeln.

Politische Chancen prägen schon von Beginn weg ihre Karriere. «Ich wurde meist vom Zufall geleitet», sagt Schneider-Schneiter. Ihre Wahl 1999 in den Landrat, ihr Nachrücken in den Nationalrat für Kathrin Amacker elf Jahre später. Und jetzt die Möglichkeit, Bundesrätin zu werden. Wenn sie denn will. Und ihre Partei.

Familie, Beruf und Politik

Sollte Schneider-Schneiter zur Bundesrätin gewählt werden, wäre sie erst die dritte Mutter in diesem Amt. Ein nicht zu unterschätzender Fakt, wie sie selbst findet: «Meine Kinder sind für mich eine Bereicherung, sie haben mich enorm leistungsfähig gemacht.» Politik und Muttersein kamen bei ihr beinahe gleichzeitig. Schneider-Schneiter war erst kurz im Landrat, als sie ihr erstes Kind erwartete.

Sie vertritt die klare Meinung, dass Frauen nach der Geburt ihrer Kinder nicht zu Hause bleiben sollen. «Ich habe immer Vollzeit gearbeitet, mein Mann auch. Wir haben uns gemeinsam organisiert, so konnten wir unseren Beruf ausüben und gleichzeitig für unsere Kinder da sein.» Dabei spielten auch die Grosseltern eine grosse Rolle. Sie spannten das Netz, damit Familie, Beruf und Politik zusammengehen konnten.

Das Verhältnis zu ihrer Familie betont Elisabeth Schneider-Schneiter immer wieder. Es ist der rote Faden, der sich durch ihren Lebenslauf zieht: Zur CVP kam sie, weil bereits ihr Vater und ihr Grossvater in der Partei waren. «Für mich kam nie eine andere Partei infrage», sagt sie.

Die Bundesratswahl findet am 5. Dezember 2018 statt. Nachdem Doris Leuthard (CVP) und Johann Schneider-Ammann (FDP) ihren Rücktritt auf Ende Jahr angekündigt haben, muss die Vereinigte Bundesversammlung (National- und Ständerat) zwei Sitze in der Regierung neu besetzen.

Hier könne sie ihre Meinung entfalten, hier müsse sie sich nicht verbiegen.

Auch ihre Berufswahl hatte mit der Familie zu tun: «Ich bin mit vier Geschwistern aufgewachsen, wir mussten immer alles ausdiskutieren. Ich wollte etwas machen, wo ich meinen Gerechtigkeitssinn einsetzen konnte.» Ein Wunsch, der nicht gerade auf Begeisterung stiess. «Alle anderen Geschwister gingen für ein Jahr in die Welschschweiz. Meine Eltern wollten das bei mir auch», erzählt sie.

«Heute ist die Fusion der beiden Basel für mich kein Thema mehr.»

Sie hatte aber andere Pläne, wollte ans Gymnasium und Jura studieren. Unterstützt wurde sie dabei von ihrem Grossvater. «Er selbst war Forstingenieur, hatte an der ETH studiert. Das war zu jener Zeit eine Seltenheit.» Schneider-Schneiter strahlt, sie ist sichtlich stolz auf ihren Grossvater. «Er hat mich enorm unterstützt, während des Studiums bildeten wir eine WG. Ich verdanke ihm viel.»

Ansonsten gibt sie wenig aus ihrem privaten Umfeld preis. Die Aussenpolitikerin wuchs in Hofstetten auf, heute lebt sie ein paar Kilometer weiter in Biel-Benken. In ihrer Freizeit kümmert sie sich um ihren Garten und besucht mit ihrem 16-jährigen Sohn und der 18-jährigen Tochter die Spiele des FC Basel.

Auch die Tochter will in die Politik

Ihren Kindern habe sie immer alle Freiheiten gelassen. Dennoch folgt zumindest die Tochter den Fussstapfen der Eltern und überlege sich, Jura zu studieren. «Wenn sie das möchte, ist es toll. Aber sie soll uns nicht nacheifern.»

Die Parallelen zwischen Mutter und Tochter sind nicht zu übersehen. Im kommenden Jahr kandidiert Julia für den Landrat. «Nicht meinetwegen. Ihr Lehrer hat sie auf die Idee gebracht», stellt die Mutter klar.

Neben ihrem Nationalratsmandat ist Schneider-Schneiter auch Präsidentin der Handelskammer beider Basel. Und dennoch gibt es etwas, was sie nach all den Jahren bereut: die verpasste Anwaltsprüfung. «Ich musste nach dem Studium so schnell wie möglich mein eigenes Geld verdienen. Im Nachhinein hätte ich noch etwas länger ausharren sollen», sagt sie.

Dabei hatte sie auch während des Studiums keine Geldsorgen. Sie gab nebenbei bei Ciba-Geigy EDV-Unterricht. «Aber ich hatte ein teures Hobby, mein ganzes Geld ging fürs Segeln weg.» Diese Entscheidung bereut sie nicht.

In der Politik setzt Schneider-Schneiter auf Dialog. Daraus versucht man ihr auch immer wieder einen Strick zu drehen. Kurz bevor sie den Landrat gen Bern verliess, lancierte sie die Fusionsdebatte der beiden Basel. Heute sagt sie, dass diese



«Ich habe gelernt, eine Rolle einzunehmen.»

FOTO: FRANZISKA ROTHENBÜHLER

Debatte hochgekocht worden sei. «Das Volk hat aber klar entschieden, und heute ist das für mich kein Thema mehr. Aber ich bin nach wie vor davon überzeugt, dass eine bessere Zusammenarbeit unsere Region enorm stärken würde.»

Einsatz für die Aussenpolitik

Diese Philosophie vertritt sie auch in der internationalen Politik. So setzt sie sich unter anderem dafür ein, die Russland-Sanktionen aufzuheben. «Ich tue das nicht erst, seit die Spionage-Vorwürfe laut wurden. Ich vertrete diese Haltung schon seit Jahren», betont Schneider-Schneiter. Und das, obwohl bekannt wurde, dass Russland Spionageangriffe auf die Anti-Doping-Agentur Wada in Lausanne und ein Labor in Spiez plante und teilweise sogar ausführte. Schneider-Schneiter bleibt ihrer Linie dennoch treu. Weil es für sie letztlich immer um Menschen gehe, die unter solchen Sanktionen leiden.

Schneider-Schneiter hat sich einen Namen gemacht als Aussenpolitikerin. Bereits vor der Wahl zur Präsidentin der Aussenpolitischen Kommission reiste sie viel, trat für gute Beziehungen ein und verfasste entsprechende Vorstösse. Sie setzt sich ein für neue Freihandelsabkommen mit Japan oder den USA, sorgt sich um die Folgen des Brexit für die Schweiz und bringt die Problematik der aufgebrauchten Drittstaatenkontingente auf den Tisch.

Im Nationalrat steht die Europapolitik auf der Traktandenliste. Schneider-Schneiter setzt sich ein für das Rahmenabkommen, verlangt vom Bundesrat Verhandlungsgeschick und erinnert an die Erfolgsgeschichte der Bilateralen.

Die Ratskollegen stellen Fragen, von der SVP wird sie harsch angegriffen. Elisabeth Schneider-Schneiter reagiert, wie man es von ihr gewohnt ist: Sie antwortet direkt und vielleicht ein bisschen taktlos. Je nach Perspektive. ×

Der junge Basler Kunsthistoriker Dominik Müller hat eine eigene Galerie eröffnet. Ein Sprung ins kalte Wasser, aber die Lust auf Ausstellungen war stärker als alle Vorbehalte.

Während andere Galerien schliessen, macht er eine auf

«Ich bin recht heftig am Hausieren.» Dominik Müller scheut das Risiko nicht.

FOTOS: ALEXANDER PREOBRJENSKI



Wer die Galerie Mueller sucht, kommt erst mal auf den Hund: «Hundesalon Alfi» verkündet ein Schriftzug auf dem Schaufenster an der Rebgrasse 46. Nur ein Klingelschild mit der Aufschrift «Galerie» verweist darauf, dass auf Kunst trifft, wer den Hundesalon hinter sich lässt.

«Ich weiss, ich muss einen deutlicheren Hinweis platzieren», sagt Dominik Müller. Ende August hat der Basler mit Jahrgang 1981 seine Galerie eröffnet. In seiner ersten Ausstellung in Kooperation mit der Galerie Ziegler in Zürich zeigt er abstrakte Werke von drei amerikanischen Künstlern, die sich Mitte des 20. Jahrhunderts einen Namen machten: Al Held, Nicholas Krushenick und Kimber Smith.

Dass sich Müller in die Räume im Hinterhaus verliebt hat, wie er sagt, ist nachvollziehbar. Sie sind ideal für eine Galerie, die Ölgemälde und sensible Papierarbeiten zeigen will. Der langgezogene Eingangsbereich grenzt an den Hinterhof. In der Mitte liegt ein zweiter, fensterloser Raum, an den sich der grösste anschliesst, der mit Oberlicht ausgestattet ist.

Es gibt in Basel einige Beispiele von Galerien, die ihre Tore nicht lange nach der Eröffnung wieder schliessen mussten. Das Vorhaben, als junger Mensch eine Galerie zu eröffnen, ist also riskant.

Die Wunsch-Altersstelle kann warten

Das weiss Müller natürlich, aber abschrecken liess er sich nicht. «Ich habe mehrere Jahre als Assistent, Kurator und Fundraising-Verantwortlicher in Museen gearbeitet. Jetzt hatte ich Lust, etwas Eigenes auf die Beine zu stellen», sagt er. Und fügt mit einem verschmitzten Lächeln hinzu: «Um meine Wunsch-Altersstelle als Kurator für die Klassische Moderne und die Kunst des 20. Jahrhunderts im Kunstmuseum Basel kann ich mich später noch immer bewerben.»

Müller hat in Basel und Wien Kunstgeschichte studiert, mit dem Spezialgebiet Kunst der Renaissance. Danach kamen Jobs im Museum Tinguely und zuletzt im Kunstmuseum Luzern. 2015 verfasste er eine lesenswerte Künstlerbiografie mit dem Titel «Jean Tinguely – Motor der Kunst». Über Tinguely als Performancekünstler möchte er eine Dissertation verfassen. «Das ist ein Langzeitprojekt, ich habe bis jetzt leider noch nicht die Zeit gefunden, sie zu schreiben», sagt er.

Im Moment ist es die Neupositionierung als Galerist, die seine ganze Energie in Anspruch nimmt – zumal er sie als Einmann-Betrieb führt. «Als ich im Frühling die Zusage für die Räume erhielt, musste ich von null auf hundert sofort loslegen», sagt er. Neben der Galerie möchte er Zeit mit seinen Kindern verbringen: Das erste ist zweieinhalb Jahre alt, das zweite wird in wenigen Wochen zur Welt kommen.

Dass er viel Erfahrung als Ausstellungsmacher gesammelt hat, ist spürbar: Ihm ist



Werke von Kimber Smith (links) und Nicholas Krushenick in der Galerie Mueller.

es gelungen, die wilden Malereien von Smith, die präzise komponierten, abstrakten Pop-Art-Werke von Krushenick und ein kleines Bild von Held zu einem stimmigen Ganzen zusammenzufügen. «Three Americans» ist eine sehenswerte Ausstellung, auch wenn man sich keines der für Normalverdiener einigermaßen bezahlbaren Prints oder eines der ungleich teureren musealen Ölbilder kaufen möchte.

«Die richtigen Kniffe des Kunsthandels muss ich erst noch erlernen.»

«Ich lasse mich im Moment noch zu einem guten Teil von der grossen Lust, Ausstellungen zu machen, antreiben», sagt Müller. «Die richtigen Kniffe des Kunsthandels muss ich erst noch erlernen.» Er bringt eine grosse, wissenschaftlich fundierte Affinität zur Kunst mit, eine Kundenschaft muss er aber noch aufbauen: «Ich habe Freunde und Bekannte, die nicht abgeneigt sind, auch mal Kunst zu kaufen, aber darüber hinaus bin ich noch recht heftig am Hausieren.» Das grosse Geschäft hat er bisher nicht gemacht: zwei, drei verkaufte Werke, ein paar Reservierungen.

Ideen für die Zukunft hat Müller schon einige. An die junge zeitgenössische Kunst wagt er sich aber noch nicht heran. Auf dem Gebiet fühle er sich noch zu unsicher. Vielleicht wird sich dies ja ändern, wenn der Newcomer erste Erfahrungen gesammelt hat. Schliesslich ist er Mitglied der Kommission der Kunsthalle Basel.

Wichtig ist ihm, dass die Kunst, die er ausstellt, einen Bezug zu Basel hat. Das mag bei den drei Amerikanern auf den ersten Blick weit hergeholt wirken. Doch Müller verweist darauf, dass Kunsthalle und Kunstmuseum in Europa Pionierarbeit mit dem Sammeln und Ausstellen der amerikanischen Moderne geleistet haben. Und er erwähnt seine Galeristen-Vorbilder Felix Handschin und Ernst Beyeler, die beide ebenfalls früh amerikanische Kunst nach Basel brachten.

Mit Mut in die Lücke

Für die nächste Ausstellung will Müller das Rad der Zeit noch etwas weiter zurückdrehen. Er plant eine Schau mit Werken von Künstlern aus der Dada-Gruppierung «Das neue Leben», die vor hundert Jahren bei einer Ausstellung in der Kunsthalle Basel für einen kleinen Skandal gesorgt hatte. «Weil kein Museum dieses Jubiläum aufgreift, wage ich mich an dieses Projekt heran», sagt er.

Die Gruppe ist in Vergessenheit geraten, nicht aber die Namen der Künstler, die ihr angehörten: neben Sophie Taeuber-Arp und Francis Picabia auch die Basler Künstlerpersönlichkeiten Niklaus Stoecklin und Alexander Zschokke. Verkäufliche Werke von Sophie Taeuber-Arp dürften schwer oder gar nicht aufzutreiben sein. Müller lässt sich davon nicht abschrecken. Es scheint vielmehr Triebfeder zu sein, es erst recht zu versuchen. ×

«Three Americans»: Galerie Mueller, im Hinterhaus an der Rebgrasse 46, Basel. Bis 28. Oktober 2018.

«Spoon»

Zwei Mitarbeiterinnen der Konkurs gegangenen Suppenbar So'up haben im St. Alban ein eigenes Lokal eröffnet.

Ihr «Löffel» ist einem Schock entsprungen

von Dorothee Adrian

Mittags um halb eins an der Malzgasse 1 im St.-Alban-Quartier. An einem Tisch vor dem Restaurant Spoon sitzen drei Frauen bei Suppe und Salat. Es wird freundschaftlich geplaudert. Das im September neu eröffnete Lokal hat bei unserem Besuch eine Bohnensuppe mit Hackfleisch, Karottencreme mit Limette, eine vegane Linsensuppe und japanische Ramen-Suppe im Angebot. Nach Wunsch kombinierbar mit verschiedenen Salaten, herzhaften und leichten.

Es wirkt, als wäre das «Spoon» immer schon da gewesen. Die Atmosphäre ist urig dank der Holzbalken und dem Altbau-Charme, klassisch wegen des weissen Kontrastes dazu und stilvoll aufgrund der Pflanzen und Lampen, die während der Renovation dazukamen

Zwei hausgemachte Getränke werden aus grossen gläsernen Bauchflaschen auf der Theke angeboten: eines mit Kurkuma, Pfeffer, Zimt und Orange sowie ein Ingwerwasser. Beide ungesüsst.

Im Lokal sind jetzt immer mehr Tische besetzt, das Stimmengewirr wird lauter. Einzelne Gäste lesen beim Essen Zeitung, andere sind zu zweit oder zu dritt hier und unterhalten sich. Aus einer Ecke tönt schallendes Lachen. Nicole Schmutz und Caroline Kolb stehen hinter der Theke, erklären das Angebot, füllen Schüsseln und Gläser, kassieren. Um die Mittagszeit haben sie gut zu tun.

Frühstück ab halb acht

Die Geschäftsführerinnen kennen sich seit sieben Jahren, als Kolb bei «So'up» anfing. Beide leiteten je eine der insgesamt drei Filialen der Suppenbar. Schmutz diejenige an der Malzgasse 1 – dort, wo nun das «Spoon» zu Hause ist.

Der Konkurs von «So'up» kam für beide wie aus dem Nichts: «Wir haben tagsüber gearbeitet und am Abend in der Zeitung gelesen, dass die Firma pleite ist», sagt Kolb. «Erst mal waren wir schockiert, aber dann haben wir uns zusammengesetzt und beschlossen, etwas gemeinsam zu machen. Und so wurde aus der Not eine Megachance.»



Alles wird selbst gemacht: Caroline Kolb

Sie wussten, dass sie gut zusammenarbeiten und sich ergänzen: «Wir haben einen guten Altersabstand», meint die 36-jährige Kolb, und die 48-jährige Nicole Schmutz ergänzt: «Caroline ist eher lebhaft, ich bin die Ruhigere. Beide Impulse braucht!»

«Wir springen nicht auf den Superfood-Zug auf, sondern verwenden Dinge, die hier wachsen.»

Caroline Kolb

Das Konzept des «So'up» haben sie erweitert und verfeinert. Im «Spoon» gibt es ab halb acht Uhr morgens Frühstück mit verschiedenen Müesli, Porridge, Brötchen und Gipfeli. Und bei den Suppen haben die zwei Frauen heute mehr Freiheiten: «Wir experimentieren gerne und können jetzt deutlich abwechslungsreicher kochen», sagen sie.



und Nicole Schmutz (rechts) kochen so regional wie möglich, aber nicht kompromisslos.

FOTO: NILS FISCH

Das eigene Restaurant ist für beide «ein Traum». Sie können verschiedene Aspekte ausleben, die ihnen wichtig sind. Kolb hat als studierte Designerin den Blick für Kompositionen, «zum Beispiel beim Sunshine-Salat mit gelben und orangen Zutaten – daran hatten wir so eine Freude!», und als gelernte Pharmazeutin legt sie auch Wert auf die Wirkung von Lebensmitteln.

«In unserem Kurkuma-Getränk ist zum Beispiel schwarzer Pfeffer drin, damit die Kurkuma ihre Wirkung entfalten kann.» Oder Hülsenfrüchte, die werden mit etwas Natron gekocht, damit sie gut verträglich werden.

«Aber wir springen nicht auf den Superfood-Zug auf», sagt Kolb. Warum nicht? «Weil zum Beispiel Chia-Samen von weit her kommen. Oder Avocados. Lieber verwenden wir Dinge, die hier wachsen.»

Die Küche ist so regional wie möglich, aber nicht kompromisslos. Es gibt schon mal eine Suppe mit Mango. Und Kaffee sowieso. Aus einer lokalen Rösterei. Das Brot kommt von einer Bäuerin in Metzleren-Mariastein und kann von der Kund-

schaft vorbestellt werden. Auch Eier, Marmelade, Kräutersalz, Öl und Kaffee gibts zu kaufen. Eine Art Mini-Dorfladen im Quartier.

«Ich wünsche mir, dass viele Leute herkommen, weil sie sich etwas Gutes gönnen wollen.»

Nicole Schmutz

Gerade hat Kolb Mirabellen und Pflaumen entsteint, die sie einfriert. Um auch im Winter noch Wähen backen zu können. Die «Spoon»-Macherinnen möchten so viel es geht saisonale Zutaten verarbeiten, einmachen und einfrieren. «Es ist gar nicht schwer, das haben unsere Mütter früher doch auch gemacht», lachen die beiden Frauen.

Die gelernte Köchin Nicole Schmutz ist überzeugt, dass Wohlbefinden durch gutes und bekömmliches Essen gefördert

werden kann. «Viele Leute hetzen durch den Tag, essen vieles durcheinander und fragen sich abends, warum es ihnen nicht gut geht», sagt sie. «Dann werfen sie vielleicht eine Tablette ein. Aber besser wäre es doch zu spüren, welches Essen einem wirklich guttut.»

Feierabend um vier

Um 15 Uhr schliessen Kolb und Schmutz ihr Restaurant für die Gäste. Bis sie das «Spoon» gegen 16 Uhr verlassen und Feierabend machen können, haben sie rund zehn Stunden gearbeitet. Sie haben Frühstück zubereitet, gebacken, gekocht, Kräuter getrocknet, eingemacht, abgespült. Klingt nach Stress. «Aber wir können es gut handlen, weil es voll unser Ding ist», sagt Caroline Kolb.

Ihr Wunsch für das «Spoon»? «Ich wünsche mir, dass unser Restaurant wie eine kleine Oase ist», antwortet Nicole Schmutz, «und viele Leute herkommen, weil sie wissen, dass hier alles von A bis Z selbst gemacht ist und sie sich etwas Gutes gönnen wollen. Wenn wir das erreichen, haben wir viel geschafft!» ×



«Der Meistertitel war und ist in Basel stets das oberste Gebot.» Bernhard Burgener in seinem Büro in Pratteln.

FOTOS: ALEXANDER PREOBRAJENSKI

Der FCB-Präsident erzählt, wie sehr ihn die aktuelle Situation des Klubs schmerzt, und widerspricht der These, dass das Kader nicht stark genug sei für die Ansprüche.

«Es wird nichts mehr sein, wie es war»

von Christoph Kieslich und Samuel Waldis

Vor gut einem Jahr hat der Unternehmer Bernhard Burgener den FC Basel als Besitzer übernommen und den Klub umgebaut. Mit dem Wechsel an der Spitze riss auch die Erfolgsserie von acht Meistertiteln in Folge ab. In der laufenden Saison verpasste der FCB die europäischen Wettbewerbe und dümpelt in der Schweiz im Mittelfeld.

Herr Burgener, der FCB ist derzeit auf Schlingerkurs.

So betrachte ich das nicht. Der Saisonstart ist uns leider erneut nicht gelungen, da mussten wir einschreiten und wir haben uns entschieden, den Trainer zu wechseln. Mit Marcel Koller haben wir einen ruhigen Pol gefunden, einen Trainer, der die Aufgabe gut angegangen ist...

...bis zum 1:7 in Bern.

Das analysiere ich auf zwei Arten. Einerseits war es für mein rotblaues Herz eine riesige Enttäuschung. Wie wir verloren haben, war in den Augen der Fans und für uns alle mehr als beschämend. Andererseits haben wir nüchtern betrachtet einfach drei Punkte verloren.

Was stimmt Sie in punkto Meisterschaft noch zuversichtlich?

Im Sport gibt es Hochs und Tiefs. Und Verlieren gehört auch dazu. Wir haben

eine starke Mannschaft mit erfahrenen und jungen Spielern. Zurzeit sind leider in der Defensive mit Marek Suchy, Carlos Zambrano und Jonas Omlin drei erfahrene Spieler verletzt und sie werden uns noch einige Wochen fehlen. Zusätzlich war aufgrund einer roten Karte Taulant Xhaka gesperrt und zu guter Letzt wurde auch noch Eder Balanta vom Platz gestellt. Die Verletzungen und die roten Karten haben dazu geführt, dass die Mannschaft immer wieder umgestellt werden musste. Da ist der Trainer eingeeengt. Wir hätten gerne in der Verteidigung den einen oder anderen erfahrenen Spieler mehr auf dem Platz.

Seit Sie am Ruder sind, ist einiges schiefgegangen. Jetzt ist die Qualifikation zum Europacup misslungen, und die Meisterschaft ist auch schon wieder futsch. Aber Sie sagen: Wir dürfen uns nicht aus der Ruhe bringen lassen. Woher nehmen Sie diese Gelassenheit?

Das stimmt so nicht. Wir wurden letzte Saison Zweiter und spielten die bisher erfolgreichste Champions-League-Saison. Wir haben aber unser Ziel, europäisch dabei zu sein, für diese Saison leider verpasst. Jetzt müssen wir einen kühlen Kopf bewahren, uns konzentrieren und sehr hart arbeiten. Das habe ich in mehr als 35 Jahren als Unternehmer gelernt.

Aber ein Fussballklub ist etwas anderes als ein Unternehmen, mit dem man langfristig planen kann.

Früher konnte man über viele Jahre planen. Mit der Globalisierung und der Digitalisierung ist das vorbei. Die Geschäftsmodelle wandeln sich immer schneller. Für mich zählt: Wenn ein Schiff in Seenot gerät, gehört der Kapitän auf die Brücke. Und wenn es jetzt beim FCB nicht so gut läuft, dann braucht es keinen Aktionismus, sondern, ich wiederhole mich, einen kühlen Kopf und Marcel Koller und sein Team, die die Mannschaft wieder auf Kurs bringen.

Aber die Trennung von Raphael Wicky nach gerade einmal zwei Spielen war doch purer Aktionismus.

Nein! Zum wiederholten Male. Das war eine kühle und überlegte Entscheidung. Ich habe eine grosse Geduld, aber es war das dritte Mal, dass nach unserer Vorbereitung der Start ungenügend war. Fünf verlorene Spiele in Serie inklusive drei Testspiele. Eines unserer zentralen Ziele war, für die Champions-League-Qualifikation parat zu sein. Das waren wir aber nicht und dafür wurden wir bestraft.

Ging der Impuls für den Trainerwechsel von Ihnen aus?

Nein, wir haben eine technische Kommission, in der wir alle Aspekte berücksichtigen und kritisch besprechen.

Bernhard Burgener, 61, stieg in den Achtzigerjahren ins Filmgeschäft ein und wurde Millionär. Im Sommer 2017 hat er den FC Basel als Besitzer und Vereinspräsident übernommen. In seiner Amtszeit verpasste der FCB erstmals seit acht Jahren den Meistertitel, legte aber die bislang beste Champions-League-Kampagne hin.



**Glück.
Aeschenplatz.
Bald.**

Wenn Sie das Bild vom Schiff in Not bemühen: Sie selbst haben in Bern das Stadion vor dem Abpfiff verlassen. Dabei geht der Kapitän doch immer als Letzter von Bord – und im Fussball-Business stellt er sich vorher auch noch den Medien.

Ich bin kurz vor Spielschluss gegangen und habe mich mit Führungskräften des FCB verabredet, um mit ihnen die Situation vertraulich zu besprechen.

Die aktuelle Klubführung ist in schwierigen Momenten selten in der Öffentlichkeit präsent.

Dass der Präsident nach einer solchen demütigenden Niederlage gefragt ist, kann ich verstehen. Und wer mich angefragt hat, dem habe ich am Tag danach selbstverständlich Auskunft gegeben. Grundsätzlich sehe ich das unmittelbar nach einem Spiel, am selben Abend, nicht als meine Aufgabe an. Bei anderen Persönlichkeiten aus der Unternehmenswelt sind die Medien froh, wenn es ein-, zweimal im Jahr ein Interview gibt. Beim FC Basel stehen für mich die Mannschaft und der Trainer im Vordergrund. Ich als Präsident des Verwaltungsrates und meine Verwaltungsratskollegen verhalten uns zurückhaltender. Wir stellen uns bewusst nicht in den Vordergrund. Wenn uns aber jemand fragt, stehen wir zur Verfügung.

«Manchmal muss man auch leiden und jetzt haben wir einen solchen unschönen Moment.»

Ist es nicht wichtig, in schwierigen Momenten Präsenz zu zeigen und Rückendeckung zu geben?

Ich finde es völlig falsch, auch gegenüber den Spielern, wenn nach einem solchen Spiel der Präsident im Kabinengang rumrennt und irgendwelche Kommentare abgibt. Das mache ich nicht. Ein solches Spiel muss man einfach sacken lassen. Mit Marcel Koller habe ich aber später ausführlich telefoniert.

Welche Reaktionen sind nach dieser vernichtenden Niederlage bis zu Ihnen gelangt?

Was soll ich sagen? Es war ein Tsunami. Ich war nicht der Einzige, bei dem das rotblaue Herz blutete. Es gab die ganze Bandbreite an Reaktionen: Enttäuschung, Frust, die Leute fanden es fürchterlich und andere haben gesagt, durchhalten, aufstehen, das kommt schon wieder gut. Unsere Aufgabe ist es, den Fall so schnell wie möglich abzuhaken und nach vorne zu schauen.

Haben Sie ein dickes Fell, wenn es Kritik hagelt?

Kritik ist auch Teil der Unterhaltungswelt. Seit rund 35 Jahren bin ich in der Sport-, Film- und Musikwelt tätig. Das Leben schreibt seine eigenen Drehbücher, manchmal muss man auch leiden und jetzt haben wir einen solchen unschönen

Moment. Aber auf ein Gewitter folgt immer die Sonne. Ich habe Vertrauen in unsere Mannschaft und unseren Trainer.

Der «Blick» hat beschrieben, wie Ihr Sportdirektor Marco Streller unter der Situation leidet, dass er sich manchmal im Stich gelassen fühle.

Ich kommentiere das nicht.

Sie haben der sportlichen Führung stets Ihr Vertrauen ausgesprochen.

Kann es denn sein, dass Marco Streller von sich aus hinschmeisst?

Da müssen Sie ihn fragen. Ich diskutiere nicht über unsere Mitarbeiter in der Öffentlichkeit. Das ist nicht mein Stil.

«Mir macht es Freude, mit dieser Führung zu arbeiten.»

Sie sind zufrieden mit der Crew, die Sie zusammengestellt haben?

Ja. Mir macht es Freude, mit dieser Führung zu arbeiten. Die alte Klubleitung, die einen grossen Anteil an der glorreichsten Zeit des FCB hatte, beschloss einstimmig, den Verein geschlossen zu verlassen. Es war eine grosse Herausforderung, jeden Posten neu zu besetzen. Das benötigt eine gewisse Zeit, und das wäre auch in jedem anderen Unternehmen nicht einfach. Als ich mein Konzept den Vereinsmitgliedern vorstellte, habe ich klar betont: Es handelt sich um einen Umbruch, und es wird nichts mehr sein, wie es war. Wichtig ist, dass ich ein Team habe, das sich in der Fussballwelt bestens auskennt und dass wir unsere Strategie 2017 bis 2020 weiterverfolgen.

Vor der Saison hielten Sie und die sportliche Leitung die Champions League und die Rückeroberung des Meistertitels für möglich. Reicht das Kader für diese Ansprüche nicht?

Dem widerspreche ich. Wir waren, wie bereits erwähnt, nicht bereit. Es liegt aus unserer Sicht nicht am Kader. Leider haben wir in der Defensive zu viele Verletzte.

Sie sind mit grossem Vertrauensvorschuss gestartet. Hat dieses Vertrauen gelitten?

Ich kann verstehen, wenn Fans und Mitglieder momentan enttäuscht oder verärgert sind. Ich bin ja auch enttäuscht. Aber ich kann die Resultate nicht ändern, nur die Zukunft beeinflussen.

Trotz Protest aus Fankreisen zieht der FCB sein Engagement im E-Sport durch, wie die jüngste Verpflichtung eines Stargamers nahelegt.

Wir tun das nicht aus Trotz. Die Welt verändert sich, wir stehen vor einer digitalen Revolution. Andere Klubs machen das auch, eine eigene Liga wird wahrscheinlich auch in der Schweiz kommen, und dem können wir uns nicht verschliessen.

Mitglieder und Fans würden sich wohl mehr darüber freuen, wenn der FCB namhafte Verstärkung für die erste Mannschaft vermelden würde.



«Ich bin ja auch enttäuscht. Aber ich kann nur die Zukunft beeinflussen.»

Sie meinen einen Ronaldo? Da bin ich der falsche Ansprechpartner.

Es geht ja auch ein paar Nummern kleiner.

Im Ernst: Diese Fragen müssen Sie der sportlichen Leitung stellen. Aber das eine hat mit dem anderen nichts zu tun. Für die Zukunft ist E-Sport wichtig, und deshalb müssen wir dabei sein. Auch wenn nicht alle damit einverstanden sind.

«Momente des Misserfolgs schweissen zusammen. Und auch Helden müssen leiden.»

Wie wird der FCB auf dem Rasen zum Saisonende dastehen?

Wir halten an unseren Zielen fest. Der Meistertitel war und ist das oberste Gebot. Hart ist, dass wir die Europa League verpasst haben. Das schmerzt richtig. Wir müssen alles dafür tun, dass wir nächstes Jahr europäisch wieder dabei sind.

Wie wird das Geschäftsjahr des FC Basel aussehen?

Ziel ist eine ausgeglichene Rechnung. Das werden wir schaffen.

Wir gehen nach den Spielerverkäufen davon aus, dass es trotz der verpassten Millionen aus dem Europacup einen Gewinn gibt.

So weit bin ich nicht. Ich bin lieber vorsichtig und erwarte eine ausgeglichene Rechnung. Für mich ist der Weitblick wichtig. Bis zum Rückrundenstart sollten

wir die Mannschaft so zusammenstellen, dass wir im Sommer dann für die Qualifikationsspiele parat sind. Das ist mein Fokus als Verwaltungsrat.

Falls es einen Gewinn gibt: Werden Sie sich eine Dividende auszahlen?

Ich habe anlässlich meiner Präsentation bei der Mitgliederversammlung darauf hingewiesen, dass ich bis zu 50 Prozent des Jahresgewinnes ausschütten könnte, sollte der FC Basel eines Tages einen Gewinn ausweisen. Bei einer Million Franken Gewinn würde ich mit 500 000 Franken das Eigenkapital festigen und 500 000 als Dividende ausschütten, wovon ja auch noch 25 Prozent an den Verein gehen.

Die Fans machen sich Sorgen um den jetzigen Zustand des FC Basel.

Vielleicht hat es den Weckruf gebraucht. Man hat jahrelang in Serie alles gewonnen, und klar würden wir auch gerne den Titel gewinnen. Aber ich war nach dem YB-Match gespannt auf die Reaktion der Fans beim Heimspiel gegen Luzern. Ich habe gelesen, dass die Fans aus Mitleid ins Stadion kamen, aus Neugier oder warum auch immer. Aber sie kamen. Das ist für mich entscheidend. Momente des Misserfolgs schweissen zusammen. Und auch Helden müssen leiden.

Müssen Sie nicht befürchten, dass der Verkauf von Jahreskarten zurückgeht?

Es ist alles möglich, wir hoffen es natürlich nicht. Aber das werden wir dann sehen.

Welchen Titel würden Sie einem Film über die jüngere Geschichte des FC Basel geben?

Darüber habe ich mir keine Gedanken gemacht. ×

Basel und Region

05. bis 11. Oktober

BASEL

Grellingerstr. 41 b-movie.ch

KEINE VORSTELLUNGEN

CAPITOL

Steinvorstadt 36 kitag.com

- DIE UNGLAUBLICHEN 2** [8/6 J]
20.45–FR-Di: 14.30^{E/d/f}
- VENOM** [14/12 J]
14.30/17.30/20.45^{E/d/f}
- BOOK CLUB** [12/10 J]
17.30^{E/d/f}
- SMALLFOOT**
Mi: 14.30^D

KULT.KINO ATELIER

Theaterstr. 7 kultkino.ch

- DIE GRÜNE LÜGE** [10/8 J]
12.00^D
- OUT OF PARADISE** [12/10 J]
14.00/18.30
FR-SO/Mi: 12.10^{Mongol/d/f}
- RYUICHI SAKAMOTO: CODA** [16/14 J]
12.10^{Jap/d/f}
- WO BIST DU, JOÃO GILBERTO?** [6/4 J]
12.10^{Ov/d}
- LE GRAND BAL** [0/0 J]
FR/SA/MO-Mi: 12.15^{F/d}
- GRÜNER WIRD'S NICHT, SAGTE DER GÄRTNER UND FLOG DAVON** [6/4 J]
18.10–FR/MO-Mi: 13.45
SO: 11.45^D
- BLAGKKLANSMAN** [12/10 J]
14.00/18.20/20.30^{E/d/f}
- THE CHILDREN ACT** [8/6 J]
14.00/18.15/21.00^{E/d/f}
- PETTERSSON & FINDUS: FINDUS ZIEHT UM** [0/0 J]
14.10^D
- GUNDERMANN** [6/4 J]
15.50/20.40^D
- LAZZARO FELICE** [16/14 J]
16.00/20.45^d
- CHRIS THE SWISS** [16/14 J]
16.10^{Ov/d}
- DER LÄUFER** [14/12 J]
16.15/21.10^{Dialekt}
- STYX** [16/14 J]
16.40^{d/f}
- THE GUERNSEY LITERARY AND POTATO PEEF PIE SOCIETY** [10/8 J]
18.40^{E/d/f}
- KIRIKU UND DIE ZAUBERIN** [6 J]
SA/SO: 14.00^D

KULT.KINO CAMERA

Rebgasse 1 kultkino.ch

- CHAMPIONS** [8/6 J]
14.30^{Sp/d}
- WERK OHNE AUTOR** [12/10 J]
15.00/19.00^D
- CEUX QUI TRAVAILLENT** [14/12 J]
16.45/20.50^{F/d}
- SWIMMING WITH MEN** [6/4 J]
18.50^{E/d}
- THE MAN WHO KILLED DON QUIXOTE** [12/10 J]
SO: 12.30^{E/d/f}
- EINGEIMPFT – FAMILIE MIT NEBENWIRKUNGEN** [0/0 J]
SO: 12.40^D

NEUES KINO

Klybeckstr. 247 neueskinobasel.ch

- THE CONNECTION**
FR: 21.00^{E/d}
- TOWER OPENS FIRE**
FR: 21.00^{E/d}
- MANHATTAN SHORT FILM FESTIVAL**
SO: 20.00^{E/a}

PATHÉ KÜCHLIN

Steinvorstadt 55 pathe.ch

- DIE UNGLAUBLICHEN 2** [8/6 J]
3D: FR/SO/Di: 12.40/20.30
FR: 23.10–SA/SO: 10.00
SA: 23.30–MO/Mi: 18.00^D
FR/SO-Mi: 20.00
SA/SO: 10.00^{E/d/f}
2D: 15.20–FR/SO/Di: 18.00
SA/MO/Mi: 12.40
SA: 17.20/20.00–MO/Mi: 20.30^D
- ALPHA – 3D** [6/4 J]
12.45^D
- SEARCHING** [12/10 J]
12.45–FR/SO/Di: 15.00
SA/MO/Mi: 17.45^D
- DAS SCHÖNSTE MÄDCHEN DER WELT** [12/10 J]
FR-SO: 12.50–MO-Mi: 12.45^D
- VENOM** [14/12 J]
3D: FR/SO/Di: 13.00/18.00
FR/SA: 23.15–SA: 10.30/21.00
SA/MO/Mi: 15.30–MO/Mi: 20.40^D
FR/SO/Di: 20.40
SA/MO/Mi: 18.00–SO: 10.30^{E/d/f}
2D: FR/SO/Di: 15.30
SA/MO/Mi: 13.00^D
- CHRISTOPHER ROBIN** [6/4 J]
13.30^D
- PETTERSSON & FINDUS: FINDUS ZIEHT UM** [0/0 J]
13.45–SA/SO: 10.40^D
- A STAR IS BORN** [12/10 J]
14.00–FR/MO-Mi: 17.00
FR/SO-Mi: 20.00–FR: 23.00
SA/SO: 11.00–SA: 20.50/23.15
SO: 17.20^D
FR/MO-Mi: 17.20
FR/SO-Mi: 20.15–FR: 23.10
SA/SO: 10.00
SA: 18.00/20.30/23.15
SO: 17.00^{E/d/f}
- DAS HAUS DER GEHEIMNISVOLLEN UHREN** [10/8 J]
15.00–FR/SO-Di: 17.30^D
- HOTEL TRANSILVANIE 3 – EIN MONSTER URLAUB** [6/4 J]
15.10^D
- WERK OHNE AUTOR** [12/10 J]
15.45/19.30–SA/SO: 10.00^D
- BOOK CLUB – DAS BESTE KOMMT NOCH** [12/10 J]
FR/SO/Di: 16.00
SA/MO/Mi: 18.30^D
FR/SO/Di: 18.30
SA/MO/Mi: 16.00^{E/d/f}
- KLASSENTREFFEN 1.0 – DIE UNGLAUBLICHE REISE DER SILBERRÜCKEN** [12/10 J]
20.00–FR/SO/Di: 17.15
FR/SA: 22.45–SA/MO: 15.00^D
- THE NUN** [16/14 J]
FR/SO-Mi: 21.00–FR: 23.30
SA: 23.45^D
- MISSION: IMPOSSIBLE – FALLOUT – 3D** [12/10 J]
FR/SA: 22.45^D
- MILE 22** [16/14 J]
FR/SA: 23.30^D
- KÄPT'N SHARKY** [0/0 J]
SA/SO: 10.00/11.45^D
- Metropolitan Opera: AIDA** [12/10 J]
SA: 18.55^{1/d}
- SMALLFOOT – EIN EISIGARTIGES ABENTEUER**
3D: Mi: 15.00^D
2D: Mi: 17.30^D

REX

Steinvorstadt 29 kitag.com

- A STAR IS BORN** [12/10 J]
14.00/17.00/20.15^{E/d/f}
- WERK OHNE AUTOR** [12/10 J]
19.30–FR-MO/Mi: 15.00^D
- KITAG CINEMAS Opera: LES HUGUENOTS** [4/4 J]
Di: 14.00^{F/d}

STADTKINO

Klostergasse 5 stadtkinobasel.ch

- HIGH AND LOW** [16/14 J]
FR: 16.15^{Jap/d/f}
- BORN TO BE BLUE** [12 J]
FR: 19.00^{E/d}
- RAN** [12 J]
FR: 21.00^{Jap/d/f}
- DEAD POET'S SOCIETY** [12 J]
SA: 15.00^{E/d}
- DODESKADEN** [16/14 J]
SA: 17.30^{Jap/d}
- BEFORE SUNRISE** [6 J]
SA: 20.15–Mi: 18.30^{E/d/f}
- GATTACA** [12 J]
SA: 22.15^{E/d}
- A.K.**
SO: 17.30^{F/Jap/d}
- BEFORE THE DEVIL KNOWS YOU'RE DEAD** [13/16 J]
SO: 15.15^{E/d/f}
- DREAMS** [12 J]
SO: 17.30^{Jap/d/f}
- BOYHOOD** [10/8 J]
SO: 19.45^{E/d/f}
- THE HOTTEST STATE**
MO: 18.30^{E/a}
- DERSU UZALA** [16 J]
MO: 21.00^{Russ/d/f}
- L'ANIMALE** [16 J]
Mi: 21.00^D

FRICK

Kaistenbergstr. 5 fricks-monti.ch

- A STAR IS BORN** [12/10 J]
FR-SO: 20.15^D
MO/Mi: 20.15^{E/d/f}
- DIE UNGLAUBLICHEN 2** [8/6 J]
2D: SA: 15.00^D
3D: SO/Mi: 15.00^D
- BOOK CLUB – DAS BESTE KOMMT NOCH** [12/10 J]
SA/SO: 17.30^D

LIESTAL

Kanonengasse 15 kinooris.ch

- DIE UNGLAUBLICHEN 2** [8/6 J]
3D: FR/SO-Di: 13.00
SA: 11.00/14.30^D
2D: FR/SO-Di: 15.30–Mi: 17.30^D
- BOOK CLUB – DAS BESTE KOMMT NOCH** [12/10 J]
FR/SO-Di: 18.00–SA: 17.30^D
- A STAR IS BORN** [12/10 J]
20.00^D

- THE NUN** [16/14 J]
FR/SA: 23.00^D
- SMALLFOOT**
3D: Mi: 13.00^D
2D: Mi: 15.15^D

SPUTNIK

Bahnhofplatz palazzo.ch

- PETTERSSON & FINDUS: FINDUS ZIEHT UM** [0/0 J]
FR/SA/Mi: 15.00–SO: 13.30^D
- CHAMPIONS** [8/6 J]
FR/Di: 18.00–SO: 20.15^{Sp/d/f}
- DER LÄUFER** [14/12 J]
FR/MO/Mi: 20.15–SO: 18.00^{Dialekt}
- TOUT LE MONDE DEBOUT** [10/8 J]
SA: 18.00–SO: 15.30^{F/d}
- GRÜNER WIRD'S NICHT, SAGTE DER GÄRTNER UND FLOG DAVON** [6/4 J]
SA/Di: 20.15–MO/Mi: 18.00^D
- OUT OF PARADISE** [12/10 J]
SO: 10.30^{Mongol/d/f}

SISSACH PALACE

Felsenstr. 3a palacesissach.ch

- PETTERSSON & FINDUS: FINDUS ZIEHT UM** [0/0 J]
14.00^D
- DIE UNGLAUBLICHEN 2** [8/6 J]
16.00^D
- DER LÄUFER** [14/12 J]
18.00^{Dialekt}
- A STAR IS BORN** [12/10 J]
20.30^{E/d/f}
- DIE GRÜNE LÜGE** [10/8 J]
SO: 10.30^D

ANZEIGE

Heinrich Ignaz Franz Biber
Missa Bruxellensis

Freitag, 19. Oktober 2018, 19.30 Uhr
Samstag, 20. Oktober 2018, 17.00 Uhr
Martinskirche Basel

regioChor Binningen/Basel
Chor und Orchester
Juventus Musica Basel

www.regiochor.ch, 061 601 15 31
www.juventus-musica.ch

Wusstet Ihr, dass Pippi in Riehen wohnt? Wir haben sie dort besucht und in ihrem Bett von Abenteuern geträumt. Und wir waren genauso stark wie sie. Das könnt Ihr auch.

Zu Besuch bei Pippi Langstrumpf

von Luis Adrian und Dorothee Adrian

Mein Name ist Luis und ich bin sechs Jahre alt. Pippi Langstrumpf finde ich sehr sehr toll. Als Mama mir erzählt hat, dass wir zur Pippi-Langstrumpf-Ausstellung gehen, da kam so ein Glücksgefühl in meinen Bauch, dass ich lachen musste.

Dann sind wir angekommen beim Spielzeugmuseum in Riehen. Im Innenhof steht ein knallbuntes Haus. Schräg und lustig sieht das aus. Das muss die Villa Kunterbunt sein. Die wurde von Kindern gebaut! Also mit Hilfe von Erwachsenen. Aber trotzdem. Die Villa ist mega schön. Auf der Veranda steht ein pink-blau-gelber Schaukelstuhl. Rundherum gibt es ein Geländer aus Ästen. Daran hängen Blumentöpfe mit Pflanzen drin.

Als ich die drei Treppen hochgehe und in die Villa reinsteige, sehe ich so ein Guckrohr. Periskop heisst das. Ich schaue hindurch und sehe die Blätter vom Baum draussen.

Dann teste ich das Bett. Mit Fenster zum Himmel. Hier würde ich gern wohnen. Wenigstens einen Sommer lang.

Drinne im Museum steht ein riesengrosser schwarzer Ofen. Obendrauf stehen sehr grosse, alte Töpfe. Durch die Klappen kann man in den Ofen reinkriechen. Wenn man auf den gelben Knopf drückt, geht ein Hörspiel los. «Mach mal die Ofenklappe zu!», sage ich. «Du bist aber mutig!», sagt Julia Nothelfer. Das ist die Leiterin des Museums. Sie hat sich die Ausstellung mit ausgedacht. Ja, klar bin ich mutig, denke ich. Wir sind hier doch bei Pippi Langstrumpf.

Komische Dinger mit zwei Knöpfen

Ich kauere im Ofen und höre etwas über den Spunk. Oder das Spunk. Pippi fragt sich doch auch, was das sein könnte... und überall in der Ausstellung liegen so komische Dinger mit zwei Knöpfen. Auf einem ist ein Mund, auf dem anderen ein Ohr. Da kann man draufdrücken und aufnehmen, was das Spunk wohl ist. Und jemand anderes kann es dann abhören.

Aber ich will jetzt erst mal den Schaukelstuhl ausprobieren. Der wiehert nämlich, wenn man ihn benutzt! Das ist lustig. Es stehen Süßigkeiten herum und es gibt



Pippi ist nicht da, aber man darf sich bei ihr wie zu Hause fühlen.

FOTO: D. ADRIAN

ein riesiges Bett. Am Himmel darüber hängen lauter kleine Spielsachen.

Vor dem Spiegel liegt ein grosses Gewicht. Ob ich das wohl heben kann? Ich nehme es in die Hände und: Es fühlt sich plötzlich ganz leicht an! Ach ja und auf die Wände darf man malen. Und eine Verkleidungskiste gibts auch.

Frau Nothelfer fragt mich, ob ich das Fenster schon geöffnet hätte. Nee, das ist mir noch gar nicht aufgefallen. So ein grosses weisses altes Fenster aus Holz. Als wir es aufmachen, kommt ein Windstoss herein und dann sehen wir ein Segelschiff auf dem Meer. Es ist eigentlich der Schatten von einem Schiff. Das gefällt mir.

«Wie habt ihr das gemacht?», frage ich. «Das sind hier so die kleinen Geheimnisse», sagt sie und lacht. Es war wohl viel komplizierter, als man denkt. Überhaupt haben sie ganz lange an der Ausstellung gearbeitet.

Im anderen Zimmer finde ich einen Säbel und Goldmünzen, Flaschenpost und Regenmacher, aber ich verrate euch nicht alles. Jedenfalls erzählt uns Frau Nothelfer noch einiges über das Museum.

Dass es immer mehr für Kinder gestaltet werden soll. Den Teil im anderen Haus wollen sie ganz neu machen. Sie findet, im Museum sollen sich alle wohlfühlen, vor allem wir Kinder. Das finde ich gut. Darum lässt sie auch Kinder mitbestimmen, was es in Zukunft alles hier geben wird.

Ach, da ist ja ein Bücherregal! Karlsson vom Dach! Und Michel! Ich wünschte, Astrid Lindgren würde noch leben. Ich würde sie so gerne kennenlernen! Ich setze mich aufs Sofa und schaue in ein Buch. Schade, dass ich noch nicht lesen kann.

Dann kitzelt es in meinem Nacken. Ich drehe mich langsam um... ich hatte nämlich das Gefühl, dass gleich Pippi auf kleiner Onkel reingeritten kommt. ×

Ausstellung

Das Spielzeugmuseum Riehen ist von 11-17 Uhr geöffnet, am Donnerstag schon ab 9 Uhr. Am Dienstag bleibt es geschlossen. Zu der Pippi-Langstrumpf-Ausstellung gibt es Veranstaltungen und Mitmach-Aktionen. www.spielzeugmuseumriehen.ch

Kreuzworträtsel

tropischer Wirbelsturm	Stammvater Israels	...wuchs ist ausgezeichnetes Basler Festival	Emirat auf der Arabischen Halbinsel	Post, wie man sie heute verschickt	wir haben zwei	als Mordgift bekannt	Dreifachkonsonant	braucht der Maler für seine Arbeit	wo Männer in der Beiz viel reden können				
				Inselstaat im Indischen Ozean									
Autokennzeichen v. Ziefen		langes grünes Gemüse	Ort für den Drink			fehlt bei do, re, fa, so, la	Top-Level-Domain von Tunesien	Kanton Tessin, kurz gesagt					
				permanent			Santa, kurz						
							Geist eines Verstorbenen						
fossiler Energieträger	dieser Arturo (von B. Brecht)		gar nicht gross				er klebt Dinge						
er arbeitet auf der Alp				Hier könnte Ihr Inserat stehen. Anfragen an werbung@tageswoche.ch				Europ. Linke, abgekürzt	engl.: von, aus				
Vorort v. Luzern	Fähigkeit zum Risiko	rumänische Panflöte						er spielt beim FCB	knapper Originaltitel				
Kloster mit Abt	im Falle Dieter ... bleibt viel Geld weg	wichtiges Nahrungsmittel									freches Mädchen	Monat	Internetadresse v. Russland
												Orchester, Abk.	
Einheit des elektr. Widerstands	da ist etwas verkocht	sie folgte auf die LP	dahinter steht der Bartender					Öffnung durch Vulkanausbruch	südeurop. Hauptstadt	Flaumfeder	sie weidet gerne		
		Kantonshauptstadt	Herd einer Schmiede					Schüler, Eingeweihter				eruptiertes Magma	Zahlwort
Hunde: männl. Tier			relig. Opfertisch								der BSC ... Boys zieht sich zurück		
			Exkrement					Ansporn an Pferde			cash		
			Autokennz. von Erstfeld										
Essen: es folgt einer auf den anderen	Peter, sie & Marc, jene Schweizer Musiker		gerade vorhin				franz.: Traum						
massloses Verlangen		chem. Zeichen f. Iridium		dt.: nein, klar und deutlich			it. TV-Sender						

Lösungswort:

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10
---	---	---	---	---	---	---	---	---	----

MITMACHEN UND GEWINNEN

Senden Sie eine SMS an die Nummer 343: **TW Lösungswort, Name und Adresse** (i. - SMS) oder unter www.tageswoche.ch/kreuzwort.
Einsendeschluss: 17.10.2018. Lösungswort der letzten Woche:
FRIEDHÖFE



ZU GEWINNEN:

Wir verlosen einen Pro Innerstadt Gutschein (50 CHF). Gewinner:
Marcel Obert



Auflösung der Ausgabe Nr. 35

Impressum

TagesWoche
 7. Jahrgang, Nr. 36,
 verbreitete Auflage:
 8251 Exemplare (prov. Wemf-
 beglaubigt),
 Spitalstrasse 18,
 4056 Basel
Herausgeber
 Neue Medien Basel AG
Redaktion
 Tel. 061 561 61 80,
redaktion@tageswoche.ch

Die TagesWoche erscheint
 täglich online und jeden
 zweiten Freitag gedruckt.

Geschäftsleitung
 Sibylle Schürch
Creative Director
 Hans-Jörg Walter
Redaktion
 Renato Beck und
 Gabriel Brönnimann
 (Co-Leitung Redaktion),
 Ronja Beck, Yen Duong,
 Daniel Faulhaber, Andrea Fopp,
 Olivier Joliat, Stefan Kempf,
 Christoph Kieslich,
 Felix Michel, Matthias Oppliger,
 Jeremias Schulthess,
 Dominique Spirgi,
 Samuel Waldis,
 Catherine Weyer

Produktion
 Reto Aschwanden
 und Tino Bruni
 (Co-Leitung Produktion),
 Dorothee Adrian,
 Mike Niederer,
 Hannes Nüsseler
Layout/Grafik
 Anthony Bertschi,
 Eliane Simon
Bildredaktion
 Nils Fisch
Korrektorat
 Martin Stohler (Leitung),
 Yves Binet, Chiara Paganetti,
 Irene Schubiger,
 Laura Schwab, Jakob Weber

Kommunikation und Marketing
 Sandra Luzia Schafroth
Werbung/Anzeigen
 Monika Höpfl
 061/561 61 22
werbung@tageswoche.ch
todesanzeigen@tageswoche.ch

Abodienst
 Tel. 061 561 61 61,
abo@tageswoche.ch
**Unterstützen Sie unsere Arbeit
 mit einem Jahresbeitrag**
 UnterstützerIn: 140 Fr. pro Jahr
 EnthusiastIn: 180 Fr. pro Jahr
 Unternehmen: 660 Fr. pro Jahr
Mehr dazu: tageswoche.ch/abo

**Sie wollen uns mit einer Spende
 unterstützen? Bitte sehr:**
 IBAN
 CH41 0900 0000 6050 5456 2
Druck
 Mittelland Zeitungsdruck AG,
 Aarau

Designkonzept und Schrift
 Ludovic Balland, Basel
Redesign CI und Cover
 Anthony Bertschi, Nils Fisch
Lithografie
 Andreas Muster



Jahresabo
11 Ausgaben, CHF 86.-
Schnupperabo
4 Ausgaben, CHF 18.-

Reflektiert.

Wissen, was läuft.

Programmzeitung
Kultur im Raum Basel

www.programmzeitung.ch



Terre d'aventure



Jedes Kind dieser Welt hat das Recht, Kind zu sein. Ganz einfach. www.tdh.ch



Terre des hommes
Kinderhilfe weltweit.

AZA
CH-4056 Basel
PP/Journal

Post CH AG

TagesWoche
Neue Medien Basel AG
Spitalstrasse 18, 4056 Basel
Kundendienst: 061 561 61 61
Redaktion: 061 561 61 80
tageswoche.ch



ANZEIGE

TagesWoche
Journalismus für Basel

Szenenkenner

Olivier Joliat, Redaktor

